Briefe,

die

Deutſche Sprache

betreffend

von

Johann Friedrich Heynatz.

Erſter Theil.

Nihil ex grammatica nocuerit, niſi
quod ſuperuacuum eſt. QUINCTIL.

Berlin,
bei August Mylius. 1771.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Meine Absicht bei der Herausgabe dieser Briefe ist, ohngefär ein solches Tagebuch zu liefern, als die Leipziger Beyträge zur critischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, die Nachrichten und Anmerkungen der Leipziger Deutschen Gesellschaft und die critischen Versuche der Deutschen Gesellschaft zu Greifswald sind. Ich werde also theils Auszüge aus alten und neuen Büchern, welche die Verbesserung unserer Sprache betreffen, mittheilen, theils die Verdienste ihrer Verfasser bestimmen,

theils endlich eigene Abhandlungen über wichtige Gegenstände hinzuthun. Die Briefe sind wirklich an gute Freunde, obgleich in diesem Theile nur an zwei, gerichtet.

Ich habe mich des Rechts bedient, von andern freimüthig abzugehen, wo ich mit ihnen nicht gleiche Gedanken hege. Wenn das einigen, die vielleicht oft für die Freiheit zu denken im allgemeinen Verstande gekämpft haben, Verbrechen scheint: so bitte ich sie, zu bedenken, daß Wahrheit allenthalben wichtig ist, und daß Männer in mehr als Einem Stücke groß sein können, ohne in allen groß zu sein. Ich kann Wiederspruch ertragen, und bin kalt genug, ihn mir zu Nutze zu machen, wenn er auch mit mehrerm Spotte, als man in meinen Briefen antrift, vermischt sein sollte. Unedel, hoffe ich, wird man meine Kritiken nie finden, wenigstens würde mich dieser Vorwurf mehr kränken, als wenn man bewiese, daß sie abgeschmackt wären.

Ich setze voraus, daß diejenigen, welche gegenwärtige Briefe lesen, meine in voriger Messe herausgekommene Sprachlehre

zuvor

zuvor gelesen haben. Es möchte ihnen sonst manches undeutlich sein, besonders da, wo ich mich ausdrücklich auf dieselbe berufen habe.

In dem gegenwärtigen Theile habe ich nur ein einziges neues Buch beurtheilt, und doch habe ich nur den Anfang der Beurtheilung können abdrucken lassen. Ich werde mich aber bemühen, die neuesten Schriften, welche zu meinem Zwecke sich schicken, inskünftige so bald als möglich anzuzeigen. Die ältern, die noch von andern entweder gar nicht, oder doch zu mangelhaft oder gar unrichtig beurtheilt sind, werde ich nachholen. Besonders hat man im zweiten Theile eine Beurtheilung unserer bekanntesten Wörterbücher, vornehmlich des Frischischen, zu erwarten.

Die verschiedene Rechtschreibung, die man beim Lesen gewahr werden wird, rührt daher, weil ich jedem Verfasser die seinige lasse, sobald ich seine Worte anführe, welches entweder durch grössern Druck oder durch Anführungszeichen merklich gemacht ist. Ich hoffe, daß dieses vielen auf eine

unvermerkte Art zum Nachdenken über die Rechtschreibung Gelegenheit geben werde.

Diejenigen, welche sich die Mühe gegeben, uns zu tadeln, arbeiten zu unserm Besten, und verdienen unsern ganzen Dank. Wie angenehm muß es uns also sein, wenn diejenigen, welche uns diesen Dienst leisten, schon ohnehin unsere Freunde sind, und uns nicht bloß bessern, sondern auch die Absicht haben, es zu thun, und wenn sie ihre Absicht erreichen, sich freuen! Verschiedene meiner Freunde sind so gütig gewesen, mir, theils mündlich, theils schriftlich, Anmerkungen über meine Sprachlehre zu versprechen, und von manchen habe ich sowol vor als nach dem Abdrucke dergleichen erhalten. Ich empfehle mich ihrer liebreichen Beurtheilung ferner, und verspreche unter ihrem gütigen Beistande alles, was ich kann, zum Wachsthum der grammatisch richtigen Erkentniß unserer Sprache beizutragen, so wie ich ihnen zugleich für ihre Gütigkeit öffentlich den verbindlichsten Dank abstatte. Doch ach der eine von ihnen ist plötzlich meinen Danksagungen entrissen, und mein Herz

blutet darüber um desto mehr, weil ich die für mich so traurige Nachricht von seinem Tode empfing, da ich mich eben setzte, um diese Vorrede zu schreiben. Seines Raths, seines freundschaftlichen Tadels, von dem ich mir mit Recht so viel versprach, werde ich nun entbehren. Es war Herr Genzmer, Probst zu Stargard im Meklenburgischen, der sich weniger durch Schriften bekannt, als einer großen Anzahl von Freunden durch unermüdete Dienstgeflissenheit, durch seinen angenehmen Briefwechsel, durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, am meisten aber durch sein redliches Herz und durch seine menschenfreundlichen und toleranten Gesinnungen, schätzbar gemacht hat.

Ich war Willens, in dieser Vorrede noch kürzlich zu erwähnen, wie sehr ich den Herrn Professor Junker wegen des seinen Principes neulich in dem Anhange zu den ersten zwölf Bänden der allgemeinen Deutschen Bibliothek ertheilten Lobes, dessen Urheber ein so schlechtes Vorurtheil von sich und seinen Einsichten erweckt, bedaure. Allein ich hoffe, man wird mir diese Pflicht, die sich

sich zu der gegenwärtigen Lage meines Gemüths so wenig schickt, so lange erlassen, bis ich im Stande bin, im zweiten Theile den Verdiensten des Herrn Professors Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und zugleich die Unfähigkeit seines Recensenten zu zeigen. Ich würde sogar diese Sache gar nicht einmal berührt haben, wenn ich mich nicht in der Anmerkung zu S. 109 auf mein Urtheil in der Vorrede — denn den Beweis wollte ich ohnehin verschieben — berufen hätte. Berlin, d. 25 Aprill 1771.

Erster Brief.

Werthgeschätzter Freund,

Wenn die Welt, oder auch nur der kleine Theil der Welt, dem man den Namen der Kunstrichter beilegt, es mir verdenken sollte, daß ich es gewagt habe, eine Deutsche Sprachlehre zu schreiben, so sind Sie nebst allen meinen übrigen Freunden an meinem Unglücke ganz ohne Schuld. Alle haben mich treulich gewarnt, und Sie insbesondere haben es mir so nachdrücklich wiederrathen, daß wenn die Stärke Ihrer Gründe dem Ernste Ihrer Warnung gleich gewesen wäre, ich mich nothwendig würde haben entschliessen müssen, meine Arbeit liegen zu lassen oder aufzuschieben. Jetzt ist nun der wiederrathene Schritt gethan, und es kömmt darauf an, ob viele von meiner Arbeit so urtheilen werden, als die Gütigkeit und die Nachsicht einiger Freunde davon geurtheilt hat. Indessen gereuet mich meine Bemühung bis jetzt noch nicht, und ich fahre fort, an der grössern Sprachlehre, die ich versprochen habe, zu arbeiten.

Wenn Sie es erlauben wollen, so will ich Sie jetzt mit den Gründen bekannt machen, die

mich bewogen haben, zu glauben, daß ich es mir herausnehmen dürfe, eine Deutsche Sprachlehre herauszugeben, ich, dessen Hauptfach die Deutsche Sprache und die philologische Untersuchung derselben sonst niemals gewesen ist.

Lassen Sie uns von den Einwürfen, die man gegen mich machen könnte, anfangen. Natürlicherweise muß das der erste und wichtigste sein, daß ich selbst gestehe, die Deutsche Sprache sei vordem nie mein Hauptfach gewesen. Vorausgesetzt, daß sie es auch jetzt ist, wird man sagen, so ist doch jemand, der nur seit einigen Jahren aus einer Sprache sein Hauptwerk macht, noch nichts weiter als ein Anfänger, und wie kann ein Anfänger glauben, daß er etwas bessers liefern werde, als ein Mann, der den grösten Theil seiner Lebenszeit einem gewissen Theil der Gelehrsamkeit gewidmet hat? Ich bin so dreist, das letzte für nicht ganz ungereimt zu erklären, und das erste mit einiger Einschränkung zu leugnen. Es ist sehr leicht möglich, in einer Sache mehr als ein bloßer Anfänger zu seyn, ob man gleich erst seit kurzer Zeit sich vorzüglicherweise darauf gelegt hat, und nirgends hat dieser Fall eher statt, als bey der Kenntniß der Regeln seiner Muttersprache. Sie findet sich nach und nach von selbst, und erfordert bey vielen keine außerordentlich große Mühe, um zu einigem Grade der Vollkommenheit erhoben zu werden. Nach dieser Erklärung kann ich, wie ich hoffe, es ohne Verdacht einer Eigenliebe leugnen, ein bloßer

Anfän-

Anfänger in Ansehung der Deutschen Sprache zu seyn. Es ist wahr, ich las solche Deutsche Schriften, die wegen des guten Geschmacks, womit sie geschrieben sind, für klassisch gehalten zu werden verdienen, fast niemals anders, als zur Erholung; indessen ich las sie doch, und vielleicht las ich sie gerade deswegen mit mehrerer Aufmerksamkeit, weil ich gemeiniglich nicht so bald zu ihnen zurückzukehren gedachte. Ein Entschluß, den ich gleichwol oft vergessen, und manche Sachen bis zum Auswendiglernen gelesen habe. Freilich that ich das nicht, ohne mir zuweilen Vorwürfe über die Verschwendung der Zeit zu machen, — denn dafür hielt es im Grunde; — aber vielleicht hatte das oft einen andern Nutzen, den, daß ich meinen Ängstlichkeiten bey schlecht geschriebnen Büchern eher nachgab, sie in einen Winkel warf, und zu meinem jugendlichen Steckenpferde, dem Auszeichnen der Varianten, der Bemerkung der Barbarismen und Solöcismen, dem Behalten der Jahrzahlen gewisser Ausgaben ꝛc. zurückkehrte. So bildete sich allmälig die Denkungsart, die ich noch kürzlich durch das aus dem Cicero *) nachgeahmte Motto meiner kleinern Sprachlehre an den Tag gelegt habe. Ich halte es nur für einen sehr kleinen Ruhm, wenn jemand ein gutes und reines Deutsch schreibt; in seiner Muttersprache hingegen

*) Cicero de claris Oratoribus §. 140. (oder 37, wie andre zählen) pag. 602. Tom. I. edit. Ernesti: *Non tam praeclarum est scire Latine, quam turpe nescire.*

gen Fehler zu begehen, ist in meinen Augen eine desto grössere Schande. Stets habe ich über die, welche sich vor solchen Fehlern nicht genug hüten konnten, gern gespottet, und wenn ich mich ihrer Wiedervergeltung nicht aussetzen wollte: so sah ich mich genöthigt, mich von Zeit zu Zeit mit den Regeln der Sprache bekannter zu machen.

Wie viel muß mir nicht daran gelegen seyn, im Deutschen für keinen bloßen Anfänger gehalten zu werden, da ich einen so mühsamen Beweis geführt habe, um mich von diesem Verdachte zu befreien? Doch es sei! Ich gebe zu, was ich in einem gewissen Verstande nicht leugnen kann, daß ich gegen andre, und insbesondre gegen den seligen Gottsched gerechnet, nicht mehr als ein bloßer Anfänger sei. Allein sollte daraus wol folgen, daß ich mich nicht hätte unterstehen sollen, mich Gottscheden an die Seite zu setzen, oder mich gar ihm vorzuziehen? — denn beides habe ich wirklich gethan, so wie es ein jeder thut, der in einem Fache, worinn schon ein andrer ein Lehrbuch geschrieben hat, ein neues schreibt. — Ich wenigstens sehe diese Folge nicht ein, und Sie werden Dank von mir verdienen, wenn Sie mich hier eines Irrthums überführen können. Daß Sie eine solche überführung für möglich halten, sollte ich beinahe daraus schließen, weil Sie mich in einem Ihrer letzten Briefe darüber tadelten, daß ich in der Vorrede zu meiner Sprachlehre nicht angezeigt hätte,

warum

warum ich nach den Gottschedischen Bemühungen eine Sprachlehre schriebe. Vielleicht sind Sie mit folgender Antwort zufrieden: Mit Verachtung mochte ich der Gottschedischen Bemühungen nicht erwähnen, da die Aufnahme der meinigen noch völlig zweifelhaft war, und ohne Verachtung konnte es nicht geschehen. Vielleicht aber verlangten Sie eine umständliche Rechtfertigung, warum ich eine Iliade nach dem Homer, eine Deutsche Sprachlehre nach Gottscheden, schriebe, den mancher vielleicht so nennen mag, als Heumann irgendwo *) Doktor Luthern nennt, **den großen Deutschmeister.** In diesem Fall hätte ich nothwendig so reden müssen, als ich jetzt zu thun im Begriff bin.

Gottsched war unstreitig sehr arbeitsam; er las und sammlete viel, und hätte er nur mit Einsicht und bessern Geschmacke gelesen und gesammlet: so würde er vielleicht der erfahrenste Kenner der Deutschen Sprache gewesen seyn. Allein, da er es nicht gethan hat, so hat niemand mehr, als er, durch sein Beispiel den Satz bewiesen, daß ein seichter Kopf in keinem Fache, selbst in demjenigen nicht, in welchem er sich die meiste Mühe gegeben hat, erträglich sey. Ich weiß kein einziges Fach, in welches sich Gottsched gewagt, und bey Kennern Ruhm erlangt hätte, und es ist mir

*) In der zweiten Ausgabe seiner Uebersetzung sechs Ciceronischer Reden, wo er sich gegen die ihm in den krit. Beiträgen (von dem Hrn. von Steinwehr) gemachten Einwürfe vertheidigt.

mehr als tausendmal eingefallen zu glauben, daß Gellert bey seinem unsterblichen Autor *) an Gottscheden gedacht habe; so vortreflich passet alles auf ihn. Stümper lobten ihn, ehe Kenner ihn lasen, und so bald er Kennern in die Hände fiel, fing seine göttliche Methode an, eine bange Trockenheit zu heißen. Seine kritische Dichtkunst hat unter seinen Werken die frühesten und häufigsten Angriffe erfahren, und sie wird auch von denen, die noch am gelindesten von dem unsterblichen Autor denken, ein elendes Werk genannt. Sie hat gleichwol vier Auflagen erlebt. Sein Wörterbuch der schönen Wissenschaften litt gleich, so bald es heraus kam, durch eine Anzeige des Hrn. Prof. Sulzers im fünften Theil der Litteraturbriefe, und so viel ich weiß, ist an keine neue Auflage gedacht worden. Die Uebersetzung des Bailischen Wörterbuchs hat außerdem noch so ziemlichen Absatze weiter kein Glück gemacht, und wie wenig es gelesen werde, davon ist die Ausbreitung der Anekdote, daß Juste Lipse (*Justus Lipsius*) darinn der gerechte Leipziger übersetzt sey, ein augenscheinlicher Beweis. Gottsched widerlegte diese Erdichtung in der Vorrede zum letzten Theile des Baile, und zeigte, woher sie ihren Ursprung habe; dennoch trägt man sich noch immer mit dieser Geschichte, ohne daß Gottscheds häufige Vertheidiger, wovon ein großer Theil das Bailische Wörterbuch besitzt, diesem

*) Siehe den ersten Theil der Gellertschen Fabeln und Erzählungen.

diesem Vorgeben wiederspricht. Wie fleißig mag also dieses von ihm veranstaltete Werk wol von seinen Verehrern gelesen werden? Seine Verdienste um die Schaubühne wurden lange unangefochten gelassen, bis endlich ein Mitarbeiter an den Litteraturbriefen *) öffentlich behauptete, daß es besser sein würde, wenn Hr. Gottsched sich niemals mit der Schaubühne vermengt hätte. Seine Weltweisheit erhielt bald den Namen einer Frauenzimmerphilosophie, welches Herr Stockhausen **) für einen Lobspruch hält. Andre Weltweisen werden einen solchen Lobspruch verbitten. Die Redekunst ist wol dasjenige unter seinen Werken, welches bisher den wenigsten Wiederspruch erfahren hat, aber deshalb gewiß noch nicht vor zukünftigen Anfällen der Kritik gesichert ist. Ich komme endlich zu seiner Sprachkunst. Gemeiniglich glaubt man, daß Herr Heinze der erste gewesen sey, der sich dagegen erklärt habe; allein darinn irrt man sehr. Die erste Ausgabe erschien bekanntermaßen in der Michaelsmesse 1748, und die zweite ein Jahr darauf. Schon 1750 urtheilte Popowitsch ***) von dieser Arbeit, (wovon er, wie es scheint, nur

 die

*) Theil 1. S. 97.

**) Auserlesene Bibliothek. S. 20. der neuen Ausgabe von 1771.

***) S. 88. der Untersuchungen vom Meere. Was Hr. Popowitsch sonst gegen Gottscheden erinnert hat wird unten vorkommen.

die erste Auflage gesehen *) hatte), daß sie die Sprache und den Verfasser beschäme. Aichinger, Hempel und Popowitsch erschienen mit ihren neuen Sprachlehren sämtlich im Jahr 1754, nachdem die dritte Auflage der Gottschedischen 1752 ans Licht getreten war. Alle drey schonten Gottscheden nicht, welches er in der Vorrede zur vierten Auflage 1756 nicht ungeahndet lassen konnte. Nach diesen erschien Hr. Heinze mit seinen Anmerkungen über den Gottschedischen Auszug oder sogenannten **Kern der Deutschen Sprachkunst**, welche noch in eben demselben Jahre in den Litteraturbriefen beinahe etwas übertrieben angepriesen wurden. Endlich machte Herr Junker in der ersten Ausgabe seiner Nouveaux Principes de la Langue Allemande à l'usage des François 1760 den Beschluß, und Herr Gottsched widersprach beiden feindseligen Tadlern, wie

*) Wenigstens im Anfange seines Werks, dessen Druck sich sehr in die Länge gezogen hat; denn sonst weiß ich wol, daß er sein Werk mit folgenden Worten beschließt: "Herr Gottsched sollte seine Schreibart „auch ein wenig nach den Käufern richten. Die grö„sten Sächsischen Gelehrten dörften seine Anweisung „mit gutem Bedachte entrathen können. Ich aber „habe sehr viele tumme Kameraden, welche dem „Hrn. Breitkopf, oder seinen Kunden, die mei„sten unverdienten Gülden zubringen, und dadurch „die dritte Auflage beschleunigen werden." Ich zweifle nicht, daß Gottsched in folgender Anmerkung die unter der Nachricht wegen der zweiten Auflage vor seinem grössern Werke steht, ob sie gleich vermuthlich erst bey der dritten Auflage hinzugefügt worden

wie er sie nennt, in der Vorrede zur fünften Auflage der grössern Sprachkunst, die 1762 erschien *) und in der Erinnerung vor der zu gleicher Zeit ans Licht getretenen vierten Auflage der kleinern. Hier haben Sie eine kurze Geschichte meiner Vorgänger, so daß Sie also meine schlechte Meinung von Gottscheden wenigstens nicht als neu verdammen werden.

Bey dem allen wünschte ich mir Gottscheds Belesenheit, und seinen Vorrath von Hülfsmitteln. Alle Mühe, die ich mir jemals deshalb geben werde, wird dazu nicht hinreichen, und überdem konnte ich nicht, wie er, 24 Jahre auf meine Sprachlehre wenden, ehe ich damit hervorrückte **); ja gesetzt, daß ich es könnte, so würde ich mich gewiß sehr davor hüten. Vier

worden ist, auf Hrn. Popowitsch gezielt habe: "Wenigstens ist ein gewisser Wende so aufrichtig ge„wesen, sich und alle diejenigen für Thoren zu erklä„ren, die ihren Gulden für mein Buch ausgegeben „hätten."

*) Ich werde in der Folge beständig die Seiten dieser neuesten Ausgabe anführen.

**) Gottsched schrieb in der Vorrede zur ersten Auflage seiner grössern Sprachkunst, die damals eigentlich Grundlegung einer deutschen Sprachkunst betitelt war: "Ich kann versichern, daß mich dieses „Buch unter allen meinen Schriften die meiste Zeit „gekostet. Ich habe mehr als vier und zwanzig „Jahre, das ist, die halbe Zeit meines Lebens dar„auf verwandt, mich zu guter Ausarbeitung dessel„ben geschickt zu machen." Und dazu setzt er fol-

bis sechs Jahre reichen zu einer ausführlichen Deutschen Sprachlehre schon hin, ehe sie zum erstenmal ans Licht gestellt wird. Erlebt alsdenn der

gende Anmerkung: "Ein mürrischer Tadler hat mir, „in einer gedruckten Schrift, hier eine große Pralerey Schuld gegeben; als ob ich gesagt hätte: ich „hätte vier und zwanzig Jahre an dieser Sprachkunst gearbeitet. Gesetzt nun, ich hätte es gesaget; wie könnte doch hieraus immer mehr eine „Pralerey erzwungen werden? : : : Doch, weit „gefehlet, daß ich solches gesaget hätte; so sage ich „nur: daß ich mich vier und zwanzig Jahre her, „durch allerley Bemühungen zu dieser Arbeit ge„schickt zu machen gesuchet. Und wo stecket denn „hier die Pralerey; der sich, wie mein Tadler vor„giebt, sogar meine Freunde schämen müsten." Die Sache läuft am Ende ziemlich auf einen Wortstreit hinaus. Sammlete er seit 24 Jahren zu seiner Sprachkunst, so hat er auch so lange daran gearbeitet; suchte er sich aber zu dieser Arbeit durch allerley Bemühungen geschickt zu machen, und sammelte gleichwol nichts dazu, so war das ein wichtiger Fehler; hatte er endlich nicht seit 24 Jahren, sondern seit kürzerer Zeit den Entschluß gefaßt, eine Sprachlehre zu schreiben, so ist die ganze gegebene Versicherung leer und nichtsbedeutend. Was Gottsched übrigens hier für einen mürrischen Tadler meine, kann ich nicht ausmachen. So viel sehe ich wohl, daß Hr. Popowitsch am angeführten Orte ausdrücklich schreibt, er denke, eine halbjährige vereinte Bemühung der Göttingischen Deutschen Gesellschaft, "werde besser gerathen, als wenn ein einzeler Ge„lehrter, so geschickt er auch zu einer solchen Arbeit „zu seyn glaubet, mehr als vier und zwanzig „Jahre, das ist, die halbe Zeit seines Lebens „darauf verwandt hätte." Man sieht leicht, daß

der Verfasser einige neue Auflagen, und machte er sich die ihm zu Gesicht kommenden Anmerkungen anderer Gelehrten zu Nutze, so kann er, wenn

daß dieser Gelehrte die in der Gottschedischen Vorrede unmittelbar folgenden Worte hinzuzulesen, vergessen haben muß; allein ich finde doch nicht, daß er Gottscheden einer Praleren beschuldiget, der sich sogar seine Freunde schämen müsten. Hr. Heinze hat meines Wissens auch das letzte nirgends gesagt, übrigens aber steht er auch in der Meinung, daß Gottsched 24 Jahre an seinem Werke gearbeitet habe Ich will seine Worte hersetzen. (S. S. 207 seiner Anmerkungen, oder auch die Litteraturbriefe, Th. 4. S. 275). "Freilich hätte man denken sol„len, daß Hr. G. viel weiter sehen würde, als alle „seine Vorgänger: da er sich nicht weniger als vier „und zwanzig Jahr zur Ausarbeitung seiner Gram„matik genommen, wie das Privilegium und die „Vorrede beweisen." Der Umstand mit dem Privilegio ist nicht zu übersehen. Der Koncipient desselben muß Gottscheds Worte doch also eben so verstanden haben, als Hr. Popowitsch und Hr. Heinze. Vermuthlich ist dies eben der kaiserliche Befreiungsbrief, der (nach S. 3, der Vorrede zu den gesammleten **Briefen über die Heinzische Widerlegung der Gottschedischen Sprachlehre**) solche Ausdrücke in sich gehalten, "die eine be„sonders gnädige Billigung des allerhöchsten Ober„hauptes im Reiche deutlich zu verstehen gegeben." Ich habe dieses Privilegium niemals gelesen; allein wenn sich wirklich dergleichen Ausdrücke, als hier vorgegeben wird, darinn befunden haben, so ist gewiß nur bloß der eben erwähnte Mißverstand des Koncipienten Schuld daran, daß Gottscheds Ruhmbegierde es uns nicht irgendwo zum zweitenmal zu lesen gegeben hat. In der letzten Auflage steht nur das erneuerte Privilegium von 1757.

wenn z. E. die letzte Auflage zehn Jahr nach der ersten erfolgt, mit Grund sagen, daß er sechzehn Jahr an dem Werke gearbeitet habe. Nach dieser Berechnung hat Gottsched an seiner Sprachkunst 38 Jahr gearbeitet, ehe er sie in den Stand gesetzet hat, worinn sie jetzt nach der neuesten Auflage der Welt vor Augen liegt. Gewiß eine ganz artige Arbeit für beinahe vierzig Jahre, der man allenthalben die Feile ansieht, aber zum Unglück eine Feile, die wegen ihres eignen Rostes demjenigen, was sie bearbeiten sollte, wenig Glätte und Sauberkeit zu ertheilen im Stande war. Hätte sie noch hin und wieder den Flitterstat von Stellen aus alten Deutschen Büchern, die übel angebrachten, oft sehr unverdauten Brocken von Römischer und Griechischer Gelehrsamkeit, und die gröstentheils bis zum Lachen albernen Herleitungen weggenommen, so würde man die Ungeschicklichkeit der Hand, von der sie geführt worden ist, nicht so deutlich merken.

Ich behalte es mir vor, Ihnen alle diese Beschuldigungen gegen Gottscheden künftig zu beweisen, in sofern Hr. Heinze sie noch nicht völlig bewiesen hat, und alsdenn mögen Sie selbst die Frage beantworten, ob nicht ein jeder Anfänger in dem zehnten Theil von 38 Jahren eine zehnmal bessere Sprachlehre würde liefern können, als Gottsched geliefert hat. Herr Heinze hat schon den Einfall gehabt *), ihn darüber mit dem Chapelain zu vergleichen, der ein Mädchen versprach, und

*) a. a. O. S. 207.

und nach dreißig Jahren endlich ein altes Weib lieferte *). Der einzige Unterschied ist nur, daß Chapelain sein Werk zurückhielt, weil er während der Ausarbeitung ein Gnadengeld genoß, und daß seine Verwandten den zweiten Theil seines Gedichts niemals haben erscheinen lassen, Gottsched dagegen ohne Gnadengeld zögerte, und als man ihn auslachte, nicht allein mit einer Auflage nach der andern erschien, sondern auch die gröbsten Fehler und Irrthümer so ruhig stehen ließ, als wenn kein Mensch sie bemerkt hätte.

Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie mir Schuld gäben, daß ich nur deshalb Gottscheden herunter zu setzen suchte, um mich empor zu heben. Das würde ich thun können, ohne daß ich ihn zu einem Stümper machen dürfte, und wofern ich ihn einmal übertreffe, wie ich dreist genug zu hoffen bin, so würde es mehr Ehre seyn, einen großen Mann übertroffen zu haben, als einen kleinen. Alles, was ich gegen ihn gesagt habe, bezieht sich nur auf den Vorwurf, daß eine langwierige Arbeit eines Verfassers nothwendig etwas bessers hervorbringen müsse, als die kürzer dauernde eines andern.

Der zweite Einwurf, den Sie mir ausdrücklich gemacht haben, und den andre vielleicht noch für wichtiger halten mögen, als den ersten, besteht darinn, daß ich kein Wort davon gesagt habe,

*) S. Stollens Geschichte der Gelahrheit in der vorgesetzten Einleitung §. 11. und im Werke selbst Kap. 5. §. 27.

habe, ob ein Märker eine Deutsche Grammatik schreiben könne, zumal eine Orthoepie, als den ersten Theil derselben, da die Meißner, die Leipziger und Hallenser nach der gemeinen Meinung in dem Besitz der besten Aussprache wären. Sie scheinen es halb und halb zuzugeben, daß man einem Märker dieses Recht nicht verwehren könne, sie setzen aber doch hinzu: die Märker sprechen oft falsch. Das ist nun eine Wahrheit, die ich nie werde leugnen wollen, und die ich um desto weniger zu leugnen nöthig habe, da ich in meiner Orthoepie die meisten Fehler der Märker frei angezeigt, und davor gewarnt habe. Allein, wenn ich Gewohnheiten meines eignen Vaterlandes tadle, giebt mir das nicht ein Recht, auch Gewohnheiten andrer Gegenden von Deutschland zu tadeln? Und wenn diese zwar den Gewohnheiten meines Vaterlandes wiedersprechen, aber nicht den geringsten Grund für sich haben, was könnte mich da wol nöthigen der Märkischen Aussprache die Meißnische vorzuziehen? Etwa die bescheidne Meinung einiger Meißner und ihrer Schmeichler, daß die wahre Aussprache nur allein in Meißen zu Hause gehöre? Wie aber, wenn es mit diesem vermeinten Vorzuge noch etwas weitläuftig aussieht? Giebt es keine den Meißnern eigne Sprachfehler, so wie es andre giebt, die den Brandenburgern eigen sind? Das wird niemand leugnen wollen. Giebt es nicht ferner in Meißen mehr offenbare und dennoch allgemeine Fehler der Aussprache, als in der Mark?

Mark? Die Meißner leugneten es gern; allein es ist unwiederſprechlich. Ich will nur einige von ihren Fehlern anführen. Für ei ai zu ſagen, iſt beinahe allen Sachſen gemein. Ain Aimer Wain ſagen ſie, wenn ſie ein Eimer Wein ſagen ſollen. Ich weiß es, daß verſchiedne gelehrte Sachſen dieſen Fehler vertheidigen. Ei, ſagen ſie, iſt aus demjenigen e, welches wie ä lautet, (alſo aus demjenigen e, welches ich in meiner Sprachlehre das offene nenne,) und aus dem i zuſammen geſetzt, und wie äi ſprechen wir es, aber nicht wie ai. Ich finde dieſes ganze Vorgeben ſehr unwahr. Einmal kann ich äi ſelbſt ſehr gut ausſprechen, ob ich gleich leugne, daß die Deutſche Sprache dieſes Diphthongen bedürfe; aber mein äi lautet immer ganz anders, als das ei der Sachſen. Zum andern iſt das e in ei nicht offen, ſondern ſcharf *), doch können die Sachſen ein ſolches ei wegen der langen Gewöhnung an das ai gemeiniglich gar nicht einmal ausſprechen. Man kann davon den deutlichſten Beweis erhalten; wenn man einen Sachſen vor ſich hat, der das Griechiſche nach der Erasmiſchen Art ausſpricht. Dieſer wird z. E. in ὕψεϊ das ε vollkommen ſcharf hören laſſen; ſobald er hingegen zuſammengezogen ὕψει ſagen ſoll, ſo wird er dem ε wenigſtens den Ton des η oder wohl gar des α geben,

*) Was ich unter dem ſcharfen und offenen e verſtehe, darüber habe ich mich ſo deutlich als möglich in meiner Sprachlehre (Orthoepie N. 22.) erklärt, ich werde mich aber noch viel deutlicher darüber erklären müſſen, ehe ich jedermann verſtändlich werde.

geben, und nicht hüpsei, sondern hupsäi oder hüpsai sagen. Gemeiniglich wenden die Meißner die Sache grade um, und beschuldigen die Märker, daß sie das ei falsch aussprächen, welches doch sehr ungegründet ist, da diese den Doppellauter ganz ordentlich aus dem natürlichen oder scharfen e und aus dem i zusammensetzen. Zuweilen gehen sie gar so weit, daß sie sagen, wir sprächen ei wie oi; aber da thun sie wirklich den meisten Märkern Unrecht. Boizenburg lautet bey diesen gewiß ganz anders, als Beizenburg. Wenn sie noch sagten, daß viele unter uns beizen und baizen, oder Troie (Τρωΐν) und Treue nicht unterschieden, so würden sie Recht haben; nur werden sie in Ewigkeit nicht beweisen können, daß diese beiden Fehler unter uns so gemein sind, als ai für ei unter ihnen ist. In meinen Ohren klingt dieser Fehler der Meißnischen Aussprache sehr wiedrig, und wo ich nicht irre, so werden Ausländer eben so davon urtheilen. Vornemlich verdient unter den Fehlern der Aussprache noch angeführt zu werden, daß ein gebohrner Sachse, wenn er in einen grammatischen Streit verwickelt wird, wo er oft die Buchstaben mit ihren gewöhnlichen kurzen Namen (be, ce rc.) nennen muß, das p und b, imgleichen das t und d immer so undeutlich aussprechen wird, daß er sich um der nöthigen Deutlichkeit willen genöthigt sehen wird, beständig die Benennungen weich und hart hinzuzusetzen. Beim Diktiren, besonders wenn viele eigene Namen vorkom-

vorkommen, fällt dieser Fehler eben so sehr auf. Es klingt in der That allerliebst, wenn man hören muß: Titymus (Didymus) mit weichen Puchstaben; Didus (Titus) mit harten Puchstaben, Pischof zu Posdra (Bischof zu Bostra) mit einem weichen Pe und harten De, Länter und Leude, und was dergleichen mehr ist. Und wenn dieser Fehler der Sprache nur nicht noch außerdem einen Fehler der Ohren nach sich zöge. Man nehme einen Märker, der in seiner Aussprache die weichen und harten Buchstaben gehörig unterscheidet, und lasse ihn einen Aufsatz voller unbekannten Namen einem jungen Menschen, der in der Mark geboren und von Märkern erzogen ist, in die Feder sagen. So leicht wird beim Anfange einer Sylbe kein d und t, kein k und g, kein b und p verwechselt sein. Nun lasse man eben denselben einen solchen Aufsatz einem jungen Sachsen diktiren, und sehe, ob er nicht Fehler über Fehler begangen haben wird. Folgt daraus nicht augenscheinlich, daß der junge Märker ein feiners Ohr habe, als der Sachse?

Ich bin bei einer leichten Sache vielleicht zu ausführlich gewesen, und doch kann ich sie nicht eher verlassen, als bis ich Ihnen vorher eine Probe von meiner Unparteilichkeit gegen die Sächsische und Märkische Aussprache gegeben habe. Ich erinnere mich von Ihnen einmal Hrn. Prof. Ramlers Ode an einen Granatapfel gehört zu haben, die Sie von der Zeit her, da sie zuerst erschienen war, noch auswendig wusten, und von

der Sie behaupteten, daß sie Ihnen in der alten Gestalt besser gefiele, als in der neuen. Sie mögen nicht ganz Unrecht haben; unterdessen werden Sie nicht leugnen, daß verschiedene Stellen der alten Ode einer Verbesserung bedurften. Gleich in der ersten Zeile O die du dich zur Königinn der Früchte beleidigte die dreimalige Wiederholung des d (die du dich) das Ohr, und es fehlte nichts, um den übelklang vollkommen zu machen, als daß man auch noch O in du verwandele. Doch auch mit dem O bleibt zwischen diesem Verse und dem bekannten Verse des Ennius O Tite tute Tati cet. noch immer viel Ähnlichkeit übrig, nur daß Ennius die Allitteration mit Fleiß gesucht *), und in der Deutschen Ode sie sich von selbst eingefunden hat. Ob Herr Ramler um dieses übelklangs willen den ganzen Anfang seiner Ode geändert habe, weiß ich nicht; das, dünkt mich, fühle ich wol, daß der verbesserte Anfang Find' ich dich hier in deiner grünen Krone **) nicht Horazisch, nicht odenmäßig, nicht der Kalliope würdig sei. — Doch das ist jetzt meine Sache nicht; ich will bloß bei dem Klange der Worte stehen bleiben. Das d' ich dich, welches gleich auf einander folgt, macht wol gar noch ein schlechtern Klang, als die du

*) V. Vossii Institutiones Orator. Lib. IV. Cap. II. p. 50. der Frankfurter Ausgabe von 1616. 8.

**) Es ist unter den Ramlerischen Oden jetzt die fünfte. Der alte Text steht in Herders Fragmenten Samml. 3. S. 126. ff.

dich; die beiden letzten Wörter aber grünen Krone sind eigentlich die Ursache, warum ich diese Ode berührt habe. In der Klotzischen Bibliothek *) wurde darüber das Urtheil gefällt: „Man „declamire noch so fein, die zwey letzten Worte „machen einen völligen Miston.“ Als die Berlinische Bibliothek einige Zeit darauf Ramlers Oden recensirte, oder vielmehr auf jene Recension durch eine Antikritik antwortete: so kam auch das Urtheil über grüne Krone ins Gedränge: „Grüne Krone, und noch weniger „goldnen Körner,“ hieß es **), „können nicht „anders als einer fehlerhaften Aussprache nach „für übellautend gehalten werden. Wer sie ta„deln wolte, müßte etwa krüne Krone und kold„ne Körner aussprechen.“ Wie Sie sehen, so hat also die Sächsische Aussprache wol gar verursacht, daß man einen großen Dichter eines Fehlers gegen die Regeln des Wolklangs beschuldigen wollte. Wenigstens scheint der Recensent in der allgemeinen Bibliothek voraus zu setzen, daß dem Klotzischen Recensenten keine andre Aussprache des g, als die fehlerhafte Sächsische, bekannt gewesen sei. Das ist nun freilich etwas viel vermuthet. Ich will sehen, ob ich den Hallischen Kunstrichter einigermaßen vertheidigen kann. Die wahre Aussprache des g steht, wie bekannt ist ***), ohngefär in der Mitte zwischen der Mär-

*) St. 1. S. 41.

**) Allg. D. Bibl. B. 7. St 1. S. 23.

***) Ich habe die verschiedenen unrichtigen Arten der Aus-

Märkischen Aussprache oder dem Jod und der Sächsischen oder dem k. Wie wenn der Klotzische Recensent etwa in einer neuen Beurtheilung der Ramlerischen Oden so antwortete: „Grüne „Krone kann nicht anders, als einer fehlerhaften „Aussprache nach, für nicht = übellautend gehal„ten werden. Wer es vertheidigen wollte, mü„ste etwa jrüne Krone aussprechen"? Gegen eine solche Vertheidigung würde ich nicht das geringste einzuwenden wissen. Ich höre keinen Mißlaut, wenn jemand jrüne Krone sagt; allein sobald jemand das g so, wie es sich gehöret, ausspricht, so, dünkt mich, höre ich ihn, und noch viel mehr höre ich ihn, wenn krüne Krone ausgesprochen wird. In dem letzten Falle ist wol die Allitteration *) nicht allein Schuld, indem

Aussprache des g. in meiner Sprachlehre (Orthoepie N. 58) angezeigt. Die wahre Aussprache läst sich ohne viele Umstände schriftlich nicht lehren; mündlich aber sehr leicht.

*) Eine Allitteration heißt, wenn zwei auf einander folgende Wörter mit eben demselben Buchstaben anfangen z. E. ganze Güter. Eine einfache Allitteration kann man nennen, wenn zwei Wörter hintereinander mit einerlei einzelnen Buchstaben, z. E. ganze Güter, offnem Orte; eine zusammengesetzte hingegen, wenn die ersten Sylben zwei auf einander folgender Wörter mit zwei Mitlautern, die sich gleich sind, anfangen, z. E. kleine Klagen. Wenn mehrere Wörter mit einerlei Buchstaben anfangen, so kann man es eine fortgesetzte Allitteration nennen. Wenn die ersten Sylben zwei auf einander folgender Wörter gleich sind, so heißt es eine

dem z. E. kleinen Krone nicht schlechterdings übel klingen würde. Krausen Krone würde zwar schon übler klingen, weil hier die Allitteration nicht einfach, sondern zusammengesetzt wäre; allein es ist doch noch erträglich. Wenn grüne Krone und kleine Krone nicht übel klingen: so kann der Mißklang grünen Krone nicht in der Ähnlichheit der Endsylbe liegen. Wenn es endlich ausgemacht ist, daß g und k keine vollkommene Allitteration hervorbringen, und daß z. E. graue Krone keinen Übelklang machen würde: so kann auch das kurz auf einander folgende g und k nicht viel ausmachen. Nun brauchen wir nur noch eine einzige Kleinigkeit, daß nemlich verschiedne Kleinigkeiten zusammengenommen etwas wichtiges ausmachen können. Die Ähnlichkeit der Endsylbe (grüne Krone) ist hier die erste, die zwar nicht vollkommene aber doch halbe Allitteration g und k die zweite, und der auf g und k folgende gleiche Buchstabe r die dritte Kleinigkeit. Alle drei zusammengenommen machen grünen Krone zu einem völligen Mißton. Der Hallenser behält also bei ächten Deutschgram-

ne Annomination der Sylben z. E beide Beine, alte Alpen, schlafend schlagen. Weil man die Erklärung der Wörter Allitteration und Annomination, die sonst in der ihnen von mir beigelegten Bedeutung bekannt und gewöhnlich sind, nicht allenthalben, wo man sie zu suchen berechtigt ist (z. E. in Hederichs Schullexiko), findet: so habe ich ihre Erklärung hier beifügen, und zugleich einige sonst noch nicht üblich gewesene Eintheilungen wagen wollen.

grammatikalischen Grundsätzen Recht, und der Berliner (vermuthlich mein Landsmann) Unrecht. Noch finde ich eine kleine Verdrehung der Worte des Hallensers, wenn der Berlinische Kunstrichter ihm Schuld giebt, als wenn er goldne **Körner** für übellautend erklärt habe. Er hatte weiter nichts gesagt, als daß es Buchstaben von ähnlichem Laute hinter einander wären; und das wird hoffentlich doch wol niemand leugnen. Noch eins bitte ich zu bemerken. Wer g wie k ausspricht, würde sich gewiß des Ausdrucks **Wörter von ähnlichem Laute** nicht bedient, sondern schlechtweg über einen ihm unerträglichen Mißton geklagt haben.

Da ich im Stande bin, zu behaupten, daß die Märkische Aussprache einen Kunstrichter zu einer falschen Kritik verleiten könne: so bin ich wenigstens vor dem Vorwurfe gesichert, ein eigensinniger Vertheidiger meiner Provincialaussprache zu sein. Nur der eigensinnigste Vertheidiger einer andern Mundart kann verlangen, daß ich mich als einen Feind der meinigen beweisen solle. Das hieße zu unpatriotisch gedacht. Wo der Gegenpartei Gründe fehlen, ist mir meine angeborne Aussprache die liebste. Ich werde daher diejenigen zwar niemals für grammatische Ketzer (ein Gottschedischer Ausdruck!) erklären, die z. B. **dehnen**, **drehen**, **edel** und die übrigen Wörter, welche ich unten in der Anmerkung zu N. 33. der Orthoepie meiner Sprachlehre angeführt habe, mit einem scharfen oder eigentlichen

e aussprechen; aber ich werde darinn stets ein offenes e (å) hören lassen. Man nenne das, wenn man will, Provinzialstolz; wird man es anders nennen können, wenn ein Sachse, Franke, Steiermärker ꝛc. eine Grammatik schreibt, und seine Landesaussprache vorzieht? Das ist indessen kein Provinzialstolz, wann ich behaupte, daß die Gelehrten in der Mark im Durchschnitt genommen weniger Provincialfehler haben, als die Sachsen. Es käme auf die Induktion an, die freilich etwas weitläuftig ist. Provinzialfehler sind aber nicht schlechthin solche Arten der Aussprache, die einer gewissen Provinz eigen sind; denn theils kann nur eine einzige Provinz die richtige Aussprache haben, theils kann vielleicht Deutschland über diese und jene Sache so ziemlich grade in zwei Parteien getheilt sein, so daß am Ende immer die Frage bleibt: wer hat Recht? Wenn Gründe da sind, so müssen Gründe entscheiden; wenn Gründe fehlen, so muß derjenige Theil von Deutschland, wo man im übrigen am reinsten spricht, wenigstens zwei Stimmen haben, da manche andre Gegend sich keine einzige Stimme anmaßen kann. Kann man der Mark, insofern sie von Pommern, Meklenburg, einem Theile der Hanöverschen und Braunschweigischen Länder, Halberstadt, Magdeburg, Kurland, Liefland, Hollstein und mehrern andern nördlichen Gegenden unterstützt wird, kann man ihr nicht einen Vorzug vor Sachsen einräumen, welches so wenig Beistand von den Reichsländern hat?

Da Sachsen und die in Ansehung der Sprache zur Mark Brandenburg gehörenden Länder die meisten und ersten guten Schriften in Deutscher Sprache geliefert haben: so haben sie beide ein nahes Recht, über die Streitigkeiten der übrigen Provinzen von Deutschland zu urtheilen. Giebt es indessen eine allgemeine Hochdeutsche Sprache, so muß entweder die Sächsische oder die Märkische Mundart den Ausschlag geben, wenn die andern Mundarten streitig sind, und bloß mit ihrem Ansehen, aber nicht mit Gründen, streiten.

Ich habe Ihnen noch kein Beispiel von solchen Wörtern gegeben, welche von den Märkern nach Gründen richtiger ausgesprochen werden, als von den Sachsen. In **nach** lautet bei den Märkern das a kurz, und folglich, wie natürlich ist, das **ch** wie doppelt. Eben so verhält es sich mit **an** Die Sachsen sprechen in beiden Wörtern das a lang, und der einzige Grund, womit sie ihre Aussprache vertheidigen können, ist der, daß ihre Aussprache die beste ist. Für unsre Aussprache streitet, daß der Vokal in allen andern Vorwörtern (außer in **vor** uud **für**) kurz ist. Ja in Ansehung des **an** finde ich sogar, daß Gottsched *) diejenigen ausdrücklich tadelt, welche es so lang ziehen, als wenn **ahn** da stände. Warum sollte man nun nicht lieber den Vokal in **an** und **nach** so gut kurz sein lassen, als in den übrigen

*) Sprachkunst. Hauptst. 1. §. 7. S. 44. Note f. Ich wundere mich gleichwol, daß er Schlesien und nicht Sachsen zum Beispiel anführt.

übrigen Vorwörtern? Ich weiß, daß sich manche auf die Ausnahme von vor und für sehr stützen werden; allein hier ist der Grund der Länge des Vokals klar. Von vor kömmt vorig und also kann es kein kurzes o haben. Für ist mit vor eigentlich einerlei *), und bleibt ihm also auch in Ansehung der Länge des Vokals gleich.

*) Dies ist wol vornemlich daraus klar, weil die Holländer mit voor unser für und vor ohne Unterschied ausdrücken. Auch die Plattdeutschen thun dieses, indem sie z. E. sagen fort för Ostern, för de Dår, för mi un för di, för twee Gröschen ꝛc. Dieser Meinung sind auch schon andere gewesen. Gottsched sagt selbst (S. 288): „Der sel. „Hofrath Geßner stund hier in den Gedanken, für „sey altfränkisch, und vor sey neu Deutsch, seitdem „man anstatt des untrennbaren Vorwortes vor an„gefangen hätten ver zu schreiben.“ Und Wachter (dessen Worte ich aus den Greifwaldischen critischen Versuchen B. 1. S. 207. anführen muß, weil ich das Glossarium noch nicht selbst besitze) schreibt: „man treffe von dem Unterschiede der Wörter für „und vor bei den alten Deutschen Skribenten nicht „die geringste Spur an. Es verfielen daher die mei„sten, wenn sie denselben aufsuchen wollten, auf „Thorheiten, weil sie die alten Schriftsteller nicht „kenneten. Denn für und vor würde in den alten „Schriften der Gothen und Sachsen gar nicht ge„funden, indem sie es nicht einmal hätten schreiben „können, weil sie weder den Buchstab v noch ů ge„habt.“ In den critischen Versuchen wird Frisch auch noch als ein Vertheidiger dieses Grundsatzes, daß für und vor von Alters her nicht unterschieden gewesen sei, angeführt; aber das hat Frisch eigentlich wol nicht gesagt, ob ich gleich seinen Artikel

Bei Beurtheilung der Güte einer Mundart kömmt es auf die bloße Aussprache nicht an, sondern man muß auch die Fehler in den Beugungen

vor, der übrigens sehr vernünftig ist, oft gelesen und oft überdacht habe. Seine Gedanken sind kürzlich diese: Vor diesem hat man den Unterschied zwischen für und vor im Reden und Schreiben nicht beobachtet, der doch oft nothwendig um der Zweideutigkeit willen beobachtet werden muß; daher einige neuere Sprachlehrer, denen man nicht entgegen sein kann, einen Unterschied festzusetzen gesucht. Wo steht hier ein Wort, welches vermuthen ließe, daß ehemals gar kein Unterschied zwischen für und vor statt gefunden habe? Ob nun aber gleich Frisch nicht zu den Vertheidigern des ursprünglichen Unterschieds zwischen für und vor gehört: so kann man ihn doch auch nicht zu den Bestreitern desselben rechnen. Er sagt kein Wort von ganz alten Deutschen Büchern. Im Artikel für sagt er zwar, jedoch ganz kurz: „für ist von vor;" aber erstlich heißt das nach Frischens Art zu reden nichts weiter, als daß vor das Stammwort, und für das hergeleitete sei, und hernach ist die Behauptung noch dazu falsch, da nach Wachters richtiger Anmerkung die Alten noch kein v hatten. Ich will versuchen, ob ich die Einwürfe, welche Gottsched und die Greifswaldischen Gelehrten gegen die Wachterische Meinung vorgebracht haben, beantworten kann. Gottsched meint am angeführten Orte, daß vor (oder vielmehr, wie es ehedem geschrieben wurde, fore) eben so alt sei, als für, und zwar in eben dem Unterschiede der Bedeutung, den er angäbe. Nun ist zwar der Unterschied, den er da angiebt, kein allgemeiner Unterschied, (daß man was für einer und nicht was vor einer sagen müsse; denn für und vor sind jetzt in mehrern Fällen unterschieden) und über-

gen und Wortfügungen mit in Betrachtung ziehen. Ich sorge sehr, daß auch hier die Meißnische Mundart der Märkischen an Richtigkeit von allen

überdem verlangt man, so viel ich weiß, gerade den umgekehrten Beweis, daß für so alt sei, als vor, indessen das ist eine Kleinigkeit, die in diesem Falle der Hauptsache nichts schadet. Es kömmt auf den eigentlichen Beweis an. Gottsched beweiset, daß in Notkers Psalmen fure und fore, und zwar in verschiedener Bedeutung, vorkommen. Und daraus zieht er die Folge: „So sind denn diese beiden Wör„ter gleich alt, nemlich aus dem 10ten Jahrhun„derte." Allerdings eine eben so kräftige Folge, als wenn man sagen wollte: im 11ten Jahrhunderte war Lumpenpapier und Pergament, folglich ist das Lumpenpapier so alt, als das Pergament. Der erste Beweis des Greifswaldischen Gelehrten ist nicht besser. Die alte Deutsche Uebersetzung der evangelischen Harmonie des Tatianus hat fora anstatt vor, und furi anstatt für. Was würde das beweisen, als daß beide alt wären? Eines könnte doch immer das älteste sein. Der Verfasser dieses Aufsatzes gesteht selbst, (S. 210) daß einmal (Luc. 24, 4.) furi giuehen anstatt vor Freude gefunden werde; vielleicht aber ist das nicht das einzige Exempel. Wenn es das einzige wäre, wollte ich es ihm gerne schenken. Für meine Meinung würde es nichts beweisen, indem für Freude noch jetzt von vielen gebraucht wird, die für und vor nicht nach dem eingeführten Gebrauche und analogischen Gründen andrer Sprachen zu unterscheiden wissen, wozu noch kömmt, daß die Engelländer in diesem Falle ihr for gebrauchen. Der zweite Grund, den dieser Verfasser nur beiläufig berührt, würde ein Hauptgrund sein, wenn er ihn ausgeführt hätte. Er beruft sich auf fremde Sprachen, so wie ich mich vorher darauf beru-

allen Unparteiischen werde nachgesetzt werden. Es ist wahr, die Märker haben große Fehler; allein sie schicken sie nicht so häufig gedruckt in die Welt,

rufen habe. „Es möchte sich,“ sagt er, „das Angel„sächsische for und fyr, fore und fyre, gleichfalls „für uns erklären.“ Der Verfasser entscheidet nichts, und ich kann die Wahrheit dieses Grundes noch weniger entscheiden. Ich kenne Hickesii thesaurum linguarum septentrionalium, und kann ihn gebrauchen, wenn ich will; allein vor der Hand habe ich die Untersuchung über for und fyr noch nicht anstellen können. Auch ist noch die Frage, ob wir mit den ältesten Angelsächsischen Schriften so bekannt sind, als wir zu dieser Entscheidung sein müsten. Der Verfasser fährt fort: „Die Holländer „haben ebenfalls veur und voor, ob sie gleich an „den Unterschied dieser beiden Wörter, so viel wir „wissen, nicht gedacht haben, und deswegen an vie„len Stellen der biblischen Uebersetzung undeutlich „sind.“ Meines Wissens habe ich dergleichen Zweifel nie in der Holländischen Uebersetzung angetroffen; das aber weiß ich gewiß, daß ich veur selten, voor aber sehr oft gefunden habe. Endlich leugnet dieser Verfasser noch, daß for im Englischen etwas anders als für bedeute. Vor heißt bei allen reinen Skribenten immer before, das ist wahr; alsdenn ist aber before von for so unterschieden, als vor von für nach Frischens Meinung. Das eine ist ein Derivatum des andern, und folglich auch erst später entstanden. Ich zweifle nicht, daß die Kenntniß des Schwedischen und Dänischen, die mir noch fehlet, viel dazu beitragen würde, diesen Streit leicht entscheiden zu können. Wegen desjenigen, was ich vorher von der Plattdeutschen Sprache geschrieben habe, muß ich noch erinnern, daß ein Freund mich zweifelhaft gemacht hat, ob meine Behauptung ihre Rich-

Welt, als die Sachsen. Die Mißgeburten, Jungens, Mädchens, Ärme, gewest ꝛc. bleiben im Lande, und fallen keinen Ausländern beschwerlich. So ist es auch mit besondern Wörtern und Konstruktionen. Es gehört meine, ich hätte reden würden *) sagen viele unter uns; allein niemand schreibt so. Lesen Sie nun dagegen die Bücher der Sachsen. Da finden Sie Klötzer, Sträußer, Spreuer, begonnte, geschnien

Richtigkeit habe. För mit einem kurzen ö, sagt er, ist für, und får mit einem langen plattdeutschen å oder åö ist vor. Ich kenne får nicht weiter, als in der Zusammensetzung dafår ꝛc. welches ich als einen Jamben, selten als einen Trochäen ausspreche. Der eben erwähnte Freund sagt aber daför; und spricht es niemals anders als einen Trochäen aus. Bödiker sagt S. 44. der ersten Ausgabe von 1690: „Der allgemeine Irrthum ist daher entstanden, daß „bei der altdeutschen und niedersächsischen Sprache „får, for, för, für, vår, vor, fast einerley „geklungen.“ Dieses scheinet die eben angeführte Anmerkung einigermaßen zu bestätigen. Daß ich übrigens für und vor unterscheide, zeigt sich von selbst, und ich werde an seinem Orte ausführlicher davon reden.

*) Ich gestehe es, daß dieses einer der wichtigsten Märkischen Fehler ist. Zur Ehre meiner Landsleute muß ich indessen hinzusetzen, daß nur wenige sich desselben unter uns schuldig machen. Gottsched hat sowol in der grössern Sprachkunst, als auch im Kern (Wortfüg. Hauptst. 6. Reg. 6.) ausdrücklich erinnert, daß in den Schriften des sel. Reinbeck und andrer Märkischen Schriftsteller dieser Fehler zu finden sey. In Sachsen ist er, so viel ich weiß, gänzlich unbekannt.

schnien rc. Sagen sie nicht, daß nur wenige unter den Sächsischen Schriftstellern dies billigen würden. Gottsched hat die angeführten Wörter in seiner Sprachlehre gebilligt, das einzige begonnte ausgenommen, welches er nicht einmal angeführt hat, ob er gleich begunnte tadelt. Indessen findet man begonnte in Gellerts baronisirtem Bürger *). überhaupt hat Gellert sich vor seinen Landesfehlern nicht genug zu hüten gewust. Er sagt z. B. in der Erzählung der Freier **): die andre sieht nicht schön. In der Mark würde man sagen sie sieht nicht schön aus, und ich denke, wer Deutsch versteht, wird der letzten Art sich auszudrücken den Vorzug geben.***) In dem Loose in der Lotterie finde ich gar ****) sobald sich eines im Hause klaget, wovon ich zweifle, ob alle Deutschen es verstehen werden. Sobald jemand im Hause klaget ist unstreitig verständlicher. In der Mark würde man vielleicht einer für jemand sagen, welches ich mich nicht zu rechtfertigen getraue. Um auf das Wort beginnen zurückzukommen, so bin ich demselben überhaupt nicht recht gut. Ich halte

*) Fab. und Erz. Theil. 1.

**) Th. 2.

***) Noch anstößiger ist mir folgende Stelle aus dem ersten Auftritte des Orakels:

Man mag gleich stumm und fühllos seyn,
Man seh nur schön: so nimmt man ein.

Denn hier ist unstreitig schön sehn, wenn es auch Deutsch genug wäre, für die Poesie nicht edel genug.

****) Aufz. 2. Auftr. 2.

halte es für veraltet, oder insofern es noch gebräuchlich ist, für provinzial, und erinnere mich dabei an das Wort anheben, welches Gottsched bei dem Beschluß seines Neuesten dreimal kurz hintereinander brauchte *), und welches nicht weniger alt, aber auch jetzt nicht weniger verdächtig ist. Wie schwer es den Sachsen werde, sich vor solchen veralteten Wörtern zu hüten, davon werden sie in den vortreflichen Weißischen **Liedern für Kinder**, die ihre kleine Familie vermuthlich von Anfang bis zu Ende auswendig kann, verschiedene Beispiele finden, von denen ich mich ein einziges anzuführen begnügen will. In dem Liede der Apfel heißt es:

— — — meinem Magen
Soll er wol behagen.

Verstanden dies Ihre Kleinen, die doch sonst wol Deutsch verstehen, ehe Sie es ihnen zum erstenmal erklärten? Ich wette darauf, daß sie es bis jetzt noch nicht verstehen würden, wenn es ihnen nicht gleich anfänglich wäre erklärt worden.

Nachdem Sie nun meine wahre Meinung über den vermeinten Vorrang der Meißnischen Mundart vor der Niedersächsischen und Märkischen wissen: so werden Sie sich nicht wundern, daß

*) „Im 1730sten Jahre hob ich die Beiträge : : : „an. : : : „Hierauf hob ich den neuen Büchersaal : : „an. : : : Gleich darauf hob ich dieses Neueste „aus der anmuthigen Gelehrsamkeit an.“

daß ich zuweilen für die Märkische Art zu reden in meiner Sprachlehre entschieden habe. Ich ziehe z. B. der Duft, der Schwulst und der Dunst vor, ob man gleich in Sachsen die Duft, die Schwulst und die Dunst sagt, wie ich Gottscheden *) zuglaube. Unterdessen finde ich, daß Gellert **) sagt:

Phylax roch bei schwachem Muthe
Noch den Dunst von seinem Gute.

Und Gottsched selbst erklärt sich anderswo ***), daß vielleicht der Dunst ganz richtig sei, ob er gleich einen possierlichen Grund hinzusetzt, weil es der Name einer Witterung sei, daher er sich auch nicht getraut der Luft ganz zu verwerfen. Was mich anbetrift, so will ich mich mit einem Sachsen bald über das Geschlecht des Wortes Dunst vergleichen, wenn er sich entschließen kann die blaue Dunst zu sagen. So viel bitte ich indessen zu bemerken, daß Frisch sowol als Stieler der Dunst und nicht die Dunst sagen. Von dem Geschlechte des Wortes Duft schweigen die Wörterbücher, oder sie haben es gar nicht. Da es auch überhaupt selten vorkömmt, so wird zwar das Geschlecht bei dem verschiedenen Gebrauche zweifelhafter, aber die große Übereinkunft mit Dunst könnte doch leicht für den Artikel der entscheiden. Mit dem Schwulste will ich mich nicht

*) Th. 2. Hauptst. 3. Abschn. 2. §. 29. S. 217.
**) In der Fabel der Hund im ersten Theil.
***) a. a. Orte. §. 21. S. 213.

nicht lange aufhalten. In dem verblümten Verstande ist es ganz sicher gewöhnlicher, den Artikel der davor zu setzen. Gottsched selbst sagt in seiner kritischen Dichtkunst, jedoch nur in der dritten Auflage *), (denn in der vierten, welche ich nicht besitze, mag es vielleicht geändert seyn): **das Phöbus** **) oder **der Schwulst**. Ja selbst in dem Jahrgange des **Neuesten** von 1760. ***) steht noch: „unzähliche ihrer Landesleute (des „**Pope** ꝛc) haben einen Schwulst = = = in ihre „Gedichte gebracht.„ Ein besonderes Glück ist es noch, daß der Registerverfertiger zu diesem Bande das Ding besser verstanden, und daher gesetzt hat: „Schwulst, wer sie in den Gedichten „brauchet.„ Frisch und Steinbach sagen **die Geschwulst**, wozu Frisch auch **Schwulst** gesetzt hat. Steinbach und Stieler haben **Schwulst** gar nicht, doch sagt Stieler **der Geschwulst**.

Ich habe mich sehr sorgfältig gehütet, im Vorigen **Leipzig** für Sachsen, und **Berlin** für **die Mark** zu nennen. Beide Städte sprechen, wie unwiedersprechlich ist, gegen die übrigen Städte ihres Landes schlecht, und man hört in beiden viele Fehler, von denen man in den umliegenden Gegenden beinahe nichts weiß. Wenn es in Deutschland **geschneiet** hat, so hat es in

C Ber=

*) S. 279. Th. 1. Cap. 8. §. 20. Beiläufig merke ich hier an, daß es wol ein Fehler sein mag, wenn im Neuesten von 1761. S 14. die Auflage von 1751 als die fünfte angeführet wird.

) Sonst sagt man meines Wissens **der Phöbus.

***) S. 848.

Berlin geschneet, und in Leipzig geschnien oder gar geschnijen. Gelehrte reden an beiden Orten nicht mit der übrigen Stadt gleich, oder sollten es wenigstens nicht thun. Ein Berlinischer Fehler ist nicht gleich ein Märkischer, und ein Leipzigscher nicht gleich ein Meißnischer. Noch weniger muß jemand, der in Berlin lebt, nothwendig Berlinische Fehler haben, und ein Leipziger Leipzigsche. Die Hochdeutsche Sprache, so wie sie in Schriften lebt, ist das allgemeine Muster, nach welchem sich alle, so lange der Gebrauch nicht wankt, zu richten schuldig sind. Der Sprachlehrer, er sei Sachse oder Märker, kann wenig oder nichts entscheiden, wenn er den Gebrauch guter Schriftsteller gegen sich hat. Kann er selbst Schriften verfertigen, die ein klassisches Ansehen erhalten, so ist es für seine Grundsätze desto besser. Aber wehe ihm, wenn er wie Gottsched *) seinen eigenen Grundsätzen entgegen schreibt.

*) Hr. Popowitsch (Unters. v. Meere. S. 431) hat erinnert, daß Gottsched (Lobrede der Buchdruckerkunst. S. 37.) schreibe: „Männer, deren „Einsicht dem Namen dieser Stadt seinen alten „Glanz erhält:“ da es doch nach seiner eigenen Anweisung derer heißen müste. Ich bin versichert, daß er in seinem ganzen Leben in diesem Falle immer richtig deren geschrieben hat; aber er war entweder zu stolz oder zu nachlässig, die bessern Einsichten seiner Gegner zu nützen, (denn auch Hr. Heinze hat S. 57. 58. diesen Fehler bemerkt.) Um ihm nicht ganz Unrecht zu thun, muß ich indessen doch bemerken, daß in der neuesten Ausgabe des Kerns wirklich deren stehe; aber in der grössern Sprachkunst heißt der

schreibt! Leider ist es wahr, daß die meisten Sprachlehrer selbst sehr schlecht schreiben **). Doch vielleicht stellt einmal ein guter Schriftsteller, der eine mißlungene Sprachlehre schreibt, ihre Ehre wieder her, und beweist durch sein Beispiel, daß das Messer so wenig das Amt des Wetzsteines, als der Wetzstein das Amt des Messers zu verwalten im Stande sei.

der Genitivus noch immer derer (S. 289). Den Imperativus von sehen giebt er standhaft sieh an, so oft er auch selbst siehe gebraucht hat. Hr. Heinze hat die Stelle des Kerns (S. 30. seiner Anmerkungen) angeführt. Er hätte noch hinzusetzen können, daß in dem vollständigern Werke (S. 334.) ausdrücklich gesagt wird: „Auch das siehe, das so „oft in der Bibel vorkömmt, muß der Regel nachgegeben.“ Da ich vorhin schon einige Beispiele beigebracht habe, wie wenig Gottsched seinen eignen Regeln getreu gewesen sei, so will ich jetzt nur noch ein einziges hinzusetzen. Schmelze, schmolz, geschmolzen ist ihm ein Neutrum, und schmelze, schmelzete, geschmelzet ein Aktivum. Er führt selbst (S. 326) das Beispiel an: „Ich schmelzete „das Bley, und das Licht schmolz in der Hitze.“ Ja er kann sich nicht enthalten voller Entzückung hinzuzusetzen: „Welch eine Schönheit!“ Gleichwol sagt er umgeschmolzen werden (S. 4. der zweiten Vorrede) und eine umgeschmolzene Sprachkunst (S. 2. der fünften Vorrede).

**) „Mehrentheils (sagt Gottsched S 27) haben unsre Wortforscher und Sprachlehrer selbst gerade das „allerschlechteste Deutsch geschrieben; wie Clajus, „Goldast, Schottel, Bödiker u. a. m. zur Gnüge gewiesen haben.“ Wer weiß, mit welchen Namen dieses Verzeichniß künftig noch vermehrt wird? Dii omen auertant!

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so kömmt die Frage, ob ein Märker eine Grammatik schreiben könne, überhaupt viel zu spät, da in der Mark so viele gelehrte Männer, ob sie gleich nicht alle geborne Märker waren, an der Verbesserung unserer Sprache nicht ohne Ruhm und Fortgang eignes Werks (ex professo) gearbeitet haben. **Pöllmann, Pudor, Bödiker, Grüwel, Jablonsky, Frisch, Wippel** haben sämtlich große Verdienste, die selbst von Ausländern nicht verkannt werden, und die ich nicht besser verehren kann, als wenn ich gestehe, daß ich ihnen sehr viel zu danken habe.

Ich will zur Beantwortung der Einwürfe, die man gegen mich machen könnte, nichts mehr hinzuthun, weil ich ohnehin schon so weitläuftig geworden bin. Künftig will ich Ihnen sagen, warum ich zum Sprachlehrer mich vielleicht eher schicke, als andere. Halten Sie sich also auf einen etwas pralerischen Brief gefaßt.

Zweiter Brief.

Ein Sprachlehrer ist nicht berufen, eine neue Sprache zu schaffen. Seine Pflicht ist, auf den Gebrauch guter Schriftsteller sorgfältig zu merken, ihn mit der Analogie andrer Sprachen und den daraus abstrahirten Regeln der allgemeinen Sprachlehre zu vergleichen, wo dieser Gebrauch verschieden ist, für eine Partei den Ausspruch zu thun, und endlich wo sein Warnen nichts hilft, nachzugeben. Alle diese Forderungen sind so billig, daß sie noch von niemand geradehin bestritten sind, ob man sich gleich in der Ausübung wenig daran gebunden hat. Die letzte möchte noch am ersten Wiederspruch finden. Der Grammatiker, sagt man, muß durchgreifen. **Wenn er kann**, sollte man hinzusetzen. Wenn er aber sieht, daß kein Durchgreifen möglich sei, ist es alsdenn nicht besser, dem eingeführten Gebrauche sein Recht zu lassen? Ich will mich zwar nicht vom grammatischen Eigensinne ganz freisprechen; allein ich kann wenigstens aufrichtig versichern, daß ich sehr überzeugend einsehe, wie wenig ein solcher Eigensinn hilft. Mein Entschluß muß also entweder wankend werden, oder ich werde gewagte Regeln, die jedermann ungescheut zu übertreten fortfährt, zurücknehmen, und das, was ich vorher für eine Ausnahme oder gar für einen Fehler erklärte, als richtig und regel-

regelmäßig festsetzen. Niemals soll, wie ich hoffe, ein allgemeiner Grundsatz so viel Gewalt über mich haben, daß ich alles unter ihn zwingen wollte.

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen aus beinahe allen bisherigen Sprachlehrern Beispiele von gethanen Machtsprüchen anzuführen, welche fruchtlos gewesen sind, und höchstens Leute, deren Verstand zur Sklaverei und zur Bewunderung gebildet war, zum Gehorsam gebracht haben. Wäre es z. B. nach Gottscheden gegangen, so würde jetzt jedermann häucheln, schmäucheln, läffeln, dörfen, vergeringern, Helmbarte, Häller, Knäbelbart, Läcker, gerünnen, künnen, Thum, dreizig, ich pflag, beweg, erwäg, es belohnet sich nicht die Mühe, dessen ungeachtet, sie unterwanden sich die Heldenthat, schreiben, und was dergleichen Herrlichkeiten mehr sind. Allein das schriftstellerische Publikum ist zu halsstarrig gewesen, diese Vorschläge anzunehmen. Eben so wiedersetzlich hat es sich in Ablegung des Heil dir! ein Mann von Vermögen, schon brach der Tag an, das Große, das Schöne einer Handlung rc. bewiesen.

Es hätte nicht schaden können, wenn man noch etwas vorsichtiger und mißtrauischer gewesen wäre. Einige wirklich alberne Unterscheidungen, z. B. wider und wieder, weis und weiß, deren Ungrund ich Ihnen nächstens in einem eigenen Briefe beweisen will, das liebe zween, zwo, zwei, und verschiedne andere sonst von guten

ten Köpfen verworfene Dinge sind durch Gottscheds Bemühungen beinahe allgemein gemacht worden, besonders nachdem er so glücklich gewesen ist, den Beifall einiger Schönschreiber zu erhalten, welche die Schwachheit hatten, zugleich Rechtschreiber sein zu wollen. Ich für mein Theil bin nicht so ruhmbegierig, daß ich diesen Herrn zu gefallen wünschte. Daß ich im Deutschen kein Ypsilon habe, und daß ich in fremden Wörtern und in eigenen Namen (z. B. in meinem eigenen) die beiden Pünktchen darüber weglasse *), muß mich ihnen schon, wenn sie ächte Schönschreiber sind, auf immer verhaßt machen. Indessen will ich mich gern dazu verstehen, auch ihnen nachzugeben, wenn ihre Partei zu stark, und durch einen großen Theil angesehener Gelehrten vermehrt wird. Bis dahin aber werden sie mir erlauben, mehr auf gedruckte Bücher zu sehen, die nicht durch die Hände alltäglicher Korrektoren, sondern durch die Hände der gelehrten Verfasser selbst gegangen sind.

So lange ich mich von dieser Seite ansehe, komme ich mir als ein sehr guter Bürger des gelehrten Stats vor. Ich will niemands Einsichten zwingen, und niemand mit einiger Art von Gewalt zur Annehmung der meinigen bewegen; allein wenn ich durch Gründe es zu bewerkstelligen suche, so erwarte ich auch von denen, die

 mich

*) Ich habe vergessen in meiner Sprachlehre die Hinzuthuung der beiden Pünkchen über dem y zu verwerfen, wie billig hätte geschehen sollen.

mich wiederlegen wollen, Gründe, und keine Machtsprüche. In meiner kleinen Sprachlehre habe ich zwar gewissermassen lauter Machtsprüche gethan, ja ich habe es in der Vorrede sogar bedauert, daß ich nicht noch mehrere habe thun können; allein ich verspreche, diese Machtsprüche in der grössern Sprachlehre in lauter grammatisch erwiesene Säze zu verwandeln, und ich werde es daher allezeit mit Dank erkennen, wenn jemand mir Aussprüche in der kleinen Sprachlehre anzeigt, die ihm eines Beweises vor andern zu bedürfen scheinen. Gute Recensionen, deren Verfasser wirklich zu beurtheilen wissen, was in einem Buche neu ist, und worinn es ohne Noth den bisher angenommenen Regeln wiederspricht, werden in dieser Absicht viel Aufmerksamkeit von mir verdienen. Ein Recensent kann meine Meinungen wiederlegen und selbst unwiederleglich sein, ohne daß er meine Gründe gehört hat, oder er kann bloß anzeigen, daß er mit mir in diesen und jenen Stücken nicht einig sei. Eine solche Anzeige wird mich doch allemal aufmerksam machen, meinen Beweisen mehr Deutlichkeit und Schärfe zu geben, und allenfalls noch eine Wiederlegung des Gegensatzes hinzuzufügen. Auch Wiedersprüche, die an sich gegründet, aber mit falschen oder unzureichenden Gründen unterstüzt sind, werden mir nüzlich sein, indem ich mich bemühe, selbst bessere Beweise dafür aufzusuchen *). Meine

*) Bis jezt, da ich dieses schreibe, sind mir nur zwei Recen-

Meine Gesinnungen können auf die jetzt beschriebene Art der Aufnahme der Deutschen Sprache und ihrer Richtigkeit unmöglich schaden; nur kömmt es noch auf die Untersuchung an, ob ich bei aller Bereitwilligkeit, die Kritiken und den Tadel andrer zu nützen, nicht etwa unter der Kritik sei. Meine Freunde haben mir bisher nichts davon gesagt, und ich selbst habe es auch noch nicht finden können. Ich habe vielmehr geglaubt, daß man bei mir weniger Kritik würde anbringen dürfen, als bei einem andern, und eben darum habe ich mich an eine Deutsche Sprachlehre gewagt.

Von Rechtswegen sollte niemand eine Sprachlehre schreiben, der nicht mehr als Einer Sprache diesen Dienst zu leisten im Stande wäre. Unter unsern bisherigen Sprachlehrern zeichnet sich hier Frisch sehr vortheilhaft aus, dem die Ausarbeitung der Märkischen Griechischen Grammatik, die er allein *) zu Stande gebracht hat, so viel Ehre macht. Es ist kein Lob, sondern eher ein Tadel, wenn ich gestehe, viel Zeit auf Sprachlehren anderer Völker verwandt zu haben. Sie wissen etwas von dem dunkeln Fleiße, den ich diesen Kleinigkeiten zu widmen

Recensionen, die sich aufs Einzelne eingelassen haben, zu Gesichte gekommen. Die eine steht im Hamburgischen Korrespondenten, die andere in den Hallischen Zeitungen. Beide werde ich unten prüfen.

*) Wie man mir erzählt hat, sind ihm vom sel. Elsner Beiträge geliefert worden; es ist aber nie eine gemeinschaftliche Arbeit gewesen.

gewohnt war, und so sehr Sie auch meiner Deutschen Sprachlehre sich anfänglich wiedersetzten, so wenig würden Sie mir vielleicht abgerathen haben, etwas zur Lateinischen und Griechischen Grammatik gehöriges auszuarbeiten. Allenfalls könnte ich Ihnen zeigen, daß ich noch in andern Sprachen Anmerkungen gesammelt habe. Bei dieser Beschäftigung habe ich wenigstens gelernt, worauf man im Sammlen vornehmlich sehen müsse, und es ist mir ein gewisser Geist der Bemerkung geläufig geworden, ohne welchen ich lieber die schwerste Handarbeit verrichten, als mich mit dem Zusammentragen einer Grammatik quälen wollte. Jetzt ist es mehr ein Vergnügen als eine Arbeit für mich, besonders da ich durch ein noch ziemlich getreues Gedächtniß unterstützt werde. Mag es doch andern wunderlich vorkommen, daß ich zuweilen ganze Bücher ausdrücklich als Sammler grammatischer Anmerkungen durchlese; genug daß ich die unumgängliche Nothwendigkeit solcher Bemühungen einsehe, und mich zum gemeinen Besten dazu entschließe.

Die Gelegenheit, welche ich habe, in einer öffentlichen Schule viele Sprach- und Schreibfehler zu verbessern, fehlet manchem, dessen Bemerkungsgeist den meinigen vielleicht weit übertrift. Mich setzt sie in den Stand, die Unzulänglichkeit, zuweilen auch wol gar die Entbehrlichkeit vieler bisherigen Regeln zu bemerken, und hingegen die noch unbebaueten Gegenden in diesem Felde besser gewahr zu werden. Wo keine

Schwie-

Schwierigkeiten sind, bedarf es keiner Anleitung. Wo sie hingegen den Anfänger hindern, da kann man nicht genug Sorgfalt dagegen anwenden. So haben z. B. die unaufhörlichen Fragen, ob ein Wort mit einem e oder mit einem å geschrieben werden müsse, mich zur Verfertigung der Verzeichnisse bewogen, die sie in meiner Orthographie N. 12. 13. 14. finden. Ich kann mich sicher dafür verbürgen, daß ein Anfänger in diesen Nummern mehr Trost finden wird, als er bei dieser Frage aus allen meinen Vorgångern zusammengenommen schöpfen könnte.

Zu der Zeit, als ich den Stamm meiner künftigen Sammlungen aus guten Schriftstellern zusammentrug, vergaß ich es, daß ich jemals einen Deutschen Grammatiker gelesen hätte. Ich sammlete also nicht zu einer durchschossenen Sprachlehre, sondern auf einer ziemlich starken Anzahl weißer Hefte. Nachdem die Sammlung so weit war, daß eine kleine Sprachlehre darauf konnte gebauet werden, ging ich diejenigen unter meinen Vorgångern, die ich bereits gelesen hatte, noch einmal durch, und fügte verschiedene andre hinzu, die ich noch nicht durchgegangen war. Ich fragte mich bei jedem Satze, ob er in der Sammlung schon stånde, ob ich meine Bestimmungen daraus verbessern könnte, oder ob ich wol thun würde, ihn ganz wegzulassen. So entstand endlich das kleine Buch, in welches ich nach und theils meine alten, theils die neuen Kollektaneen eintrage.

Glau-

Glauben sie immerhin, daß meine Eigenliebe in diesem Briefe die Feder geführt habe. Sie werden nicht ganz irren. Wer ist von Eigenliebe frei? Wer verwechselt sie nicht zuweilen mit der Pflicht sich selbst Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen?

Dritter Brief.

Ich war Willens, Ihnen heute zu schreiben, welche Lehrart in öffentlichen Schulen ich in Ansehung der Deutschen Sprachlehre für die beste halte. Ich habe aber meinen Vorsatz geändert, und will Ihnen dafür ein Buch beschreiben, welches den Titel **Lehrart** führt, und dessen Dasein Ihnen, ob es gleich schon 11 Jahr alt ist, vielleicht bis jetzt ganz unbekannt geblieben sein kann. Der Verfasser ist der seitdem so außerordentlich berühmt gewordene Herr Professor Basedow, und der ganze Titel heißt: **Neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der Teutschen Sprache von Joh. Bernh. Basedow** *). Herr B. sagt in der Zuschrift an den seligen Gellert, daß in diesem Werke ein zu sehr zusammengedrungener Theil seines Lehrbuchs der schönen Wissenschaften sorgfältig umgearbeitet, erweitert und verbessert sei. Das Lehrbuch ist Ihnen und jedermann, wenigstens aus dem

2ten

*) Kopenhagen. 1759. 180. SS. in 8. ohne Vorrede.

2ten Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften, bekannt. Weil aber in der Recension die grammatischen Anmerkungen nur überhaupt, aber nicht einzeln angezeigt wurden, so ist das vielleicht die Ursache, warum man von dieser Lehrart in Tagebüchern ganz geschwiegen hat. Ich erinnere mich wenigstens nicht, eine Recension davon gelesen zu haben; ja es ist mir schwer geworden, ein Exemplar davon zu erhalten, und erst nachdem meine Sprachlehre bereits heraus war, gelang es mir, sie zu bekommen. Ehe ich sie hatte, bedauerte ich es, daß ich sie bei der Ausarbeitung meines Werkchens nicht brauchen können; nachdem ich sie aber gelesen habe, bedaure ich es nicht mehr. Es kann sein, daß die Nachricht gegründet ist, die ich kürzlich irgendwo las, daß das Lehrbuch im Jahr 1765 von neuem, und zwar verbessert, erschienen sei; allein ich habe keine Gewißheit davon erfahren, und auch in den Buchläden das Dasein dieser neuen Ausgabe nicht ausfragen können. Vielleicht hat der Herr Professor etwas, auch in der Sprachlehre, verbessert. Die Folge wird es lehren, und ich werde nicht ermangeln, Ihnen zu berichten, ob meine Muthmaßung gegründet gewesen ist.

Lassen Sie uns vorjetzt so unparteiisch gegen den Hrn. Prof. B. sein, als es uns möglich ist. Ich weiß, Sie versagen ihm Ihre Achtung nicht, insofern er sich als einen Mann von vielem Geschmack und von einem für das gemeine Beste rühm=

rühmlich erwärmten Herzen unwiedersprechlich gezeigt hat. Gesetzt er hätte, wie Sie glauben, durch seine theologischen Schriften wenig Nutzen geschaft, (welches ich jedoch wenigstens in der Rücksicht leugnen möchte, daß er zuerst vernünftigen Denkern Muth gemacht hat, den Schwarm der Nachbeter zu verlassen,) und gesetzt seine Bemühungen um die Aufnahme der öffentlichen Schulen hätten den unglücklichen Erfolg, den Sie und ich und viele andre ehrliche Leute vorherzusehen meinen, so würde seine Grammatik demohnerachtet gut sein können. Daß sie es aber nicht ist, davon will ich Sie gleich durch eine nach den strengsten Regeln der Billigkeit eingerichtete Kritik überzeugen.

Der Titel **Lehrart** ließ vermuthen, daß der Hr. Prof. hin und wieder einige Erleichterungsmittel an die Hand geben würde, um der Jugend einige schwere Stücke faßlicher und zum Behalten bequemer zu machen. Wie werden Sie sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß folgende zwei Vorschriften alles enthalten, was man mit einigem Rechte zu Bestandtheilen der auf dem Titel gerühmten neuen Lehrart rechnen kann! Erstlich sagt Hr. B. §. 84. „Man muß im „Unterrichte, um das Geschlecht aus der Bedeu„tung und Endigung bald kennen zu lernen, sich „immer an dieselben" (d. i. an ebendieselben *) oder an einerlei) „Exempel gewöhnen". Zum andern §. 107. „Man übe sich im Conjugiren „der

*) Siehe meine Sprachlehre Etymol. N. 55. zu Ende.

„der regelmäßigen Wörter nach dem Muster „**ich liebe** a) durch die activischen Verba **ich lobe,** „**ich spalte, ich nenne,** b) durch die passivischen, „**ich werde gelobt, ich werde gespaltet, ich** „**werde genennt, (genannt,)** c) durch die neu„tralischen, **ich schnarche, ich huste, ich seegle,** „**ich verarme**". Sehen Sie, das ist die ganze grammatische Methodik, wenn man nicht noch **die vermischten Grammatikalischen Aufgaben** am Ende des Buchs, von welchen ich hernach reden werde, mit dahin rechnen will. Beim Lichte besehen sind beide Vorschriften gleich unbedeutend. Ein geborner Deutscher hat in Ansehung des Geschlechts der Nennwörter so leicht keine Schwierigkeit, wie ich in der Folge sagen will, und wenn er sie auch hat, so wird das **Gewöhnen an dieselben Exempel** dem Lehrer grade am wenigsten helfen. Doch zugestanden, daß diese Regel nützlich sei, war es der Mühe werth sie zu geben, da gewiß ein jeder Lehrer von selbst darauf verfallen würde, wenn seine Schüler in dem Geschlechte fehlten? Und was die andre betrift, welchem Lehrer kann man nicht zutrauen, daß er die Verba zur Übung wenigstens eben so gut, wo nicht besser, aussuchen werde, als ihm hier vorgeschrieben wird?

Man könnte zu des Hrn. Prof. B. Entschuldigung anführen, daß vor einiger Zeit der Titel *Nouvelle Methode* Mode war, doch würde man immer gestehen müssen, daß vielleicht in keinem so betitelten Buche weniger Methodisches zu finden

den sei, als in diesem. Darf ich aber muthmaßen, so mag damals den Hrn. Prof. schon diejenige Neigung beherscht haben, die sich nach der Zeit so deutlich gezeigt hat, die Neigung, seine Bücher ganz anders zu betiteln, als alle andre Menschenkinder würden gethan haben. Aus dieser Quelle leite ich das hinzugethane Wort **Uebung** her. Ohne Zweifel soll man nun bei dieser überschrift etwas bestimmters denken, als man bei dem Worte **Sprachlehre** oder **Grammatik** würde gedacht haben. War das wirklich die Absicht, so ist sie sehr schlecht erreicht worden; denn beinahe jedermann hört es als eine große Neuigkeit an, wenn man erzählt, daß Hr. Prof. B. eine Sprachlehre geschrieben habe. Die guten Leute sollten sich doch erinnern, daß unter einem solchen Titel eben so wol eine Grammatik verborgen sein könnte, als unter Medicina mentis, Pharus intellectus, Sensus veri et falsi &c. eine Logik.

Ist es Ihnen gefällig, so wollen wir nun das Buch selbst aufschlagen. Ein paar Worte also zuerst von der Vorrede.

So wie es mir überhaupt bei dieser Schrift gleich jenem ehrlichen Bürger geht, der sich ganz gelehrt schien, wenn er ein Buch des Hrn. Mag. Sivers las, so kömmt mir, wenn ich die Vorrede des Hrn. Prof. Basedow lese, meine eigene ganz demüthig und bescheiden vor, so stolz sie auch in einigen Ohren klingen mag. Ich lerne sogar, daß man aus Hochachtung für das Pu-

kum ein wenig zuversichtlich von sich selbst zu reden schuldig sei, in dem einzigen Falle, wenn man in den ekelhaftesten unter den nöthigen Wissenschaften nach berühmten Männern schreibt.

Daß der Herr Prof. in der Vorrede dasjenige angiebt, was er besonders hat, verdient Lob. Ich werde mich daher im Folgenden fleißig darauf beziehen. Das will ich nur noch bemerken, daß er überhaupt von seinem Buche rühmt, daß in demselben viele bisher unbekannte Regeln entdeckt, viele bekannte aber kürzer, bündiger und deutlicher gemacht wären.

Ein schlimmes Vorurtheil gegen dieses eigene Lob erweckt das gleich darauf folgende Bekenntniß, daß er die Materialien gröstentheils der verdienstvollen Sprachkunst eines berühmten Mannes zu danken habe, der aus vielen Ursachen fähiger sei, die Natur der Deutschen Sprache zu kennen; auf dessen Zeugniß habe er sich in den meisten Fällen, als auf historische Urkunden verlassen, aber fast alle Schlüsse daraus von neuem gemacht. Zwar verdenke ich es dem Herrn Prof. nicht, daß er so rühmlich von Gottscheds Sprachkunst schreibt — denn das war zu Anfang des Jahrs 1759. noch die gemeine Mode, der man, ohne für einen Sonderling gehalten zu werden, nicht zuwieder leben konnte — aber darüber kann ich gar nicht aufhören, mich zu ärgern, daß er Gottscheden so manche Fehler blind nachgeschrieben hat. Das ist etwas zu viel, und beweiset beiläufig, daß der Hr.

Prof. B. wol außer dem Gottsched nicht viel Deutsche Sprachlehren gelesen haben mag.

Damit ich Ihnen nichts verhehle, was einigermaßen wichtig und zur Sache gehörig ist, so will ich Ihnen nur noch vorher eine Stelle aus der Vorrede herschreiben. „Ich weiß,“ sagt der Herr Prof. „daß keine Grammatik jemals ohne „Mängel und Fehler seyn kann. Wer aus der „meinigen sie herausklaubt, ohne ihr Verhältniß „zu dem ganzen Werke anzuzeigen, der wird et: „was wahres sagen, das dennoch ungerecht ist.“ Geben Sie Acht, ob ich mich dieser Vorschrift gemäß verhalten werde, und erinnern Sie mich, wenn ich sie übertreten habe. Sie erlaubt mir, Fehler aufzusuchen, ob sie gleich auch durch den Ausdruck herausklauben gewissermaßen droht; genug sie erlaubt es, nur soll ich das Verhältniß der Fehler zu dem ganzen Werke nicht anzuzeigen vergessen, das ist, wenn ich viel Neues, viel bisher ungesagtes finde, wenn ich Ordnung, Kürze und andere Vorzüge gewahr werde, so soll ich, nachdem ich mit Erzählung der Fehler fertig bin, fein die Horazischen Zeilen hinzusetzen, die unsre komplimentirenden Kunstrichter nun bei ihren Lieblingsstellern beinahe abgenützt haben: Vbi plura nitent &c. Gut! das will ich thun — wenn die Wahrheit es leiden will.

So bald der Herr Professor (§. 35.) in die eigentliche Grammatik hineinkömmt, schreibt er sogleich Gottscheden einen Fehler nach. Er deklinirt das Geschlechtswort der, die, das, und

setzt

setzt darauf hinzu; „So wird auch abgeändert „das Pronomen der, die, das, so für welcher, e, „es, oder für derjenige, diejenige, dasjenige, steht. „Doch alsdenn ist im Genitivo dessen, an statt „des, und in der vielfachen Zahl derer an statt „der, und denen an statt den.“ Nach dieser Regel sind folgende Sprachfehler künftig erlaubt: **Behalte das, das du hast. Die Frau, der Mann gestorben ist. Die Frauen, derer Männer gestorben sind. Die Frau dessen Mannes, der gestorben ist.** Hingegen würde es ein Fehler sein, zu sagen: **er erinnert sich der Zeiten,** (für **derer Zeiten), die verflossen sind.** Die meisten dieser Fehler hat Hr. Prof. B. Gottscheden zu danken *); seine Eilfertigkeit hat aber noch einige neue hinzugefügt, die man Gottscheden nicht zur Last legen kann.

Die Deklination von **Jemand** und **Niemand** (S. 43) rechne ich billig zu den Gottscheden blindlings nachgeschriebenen Behauptungen. Wenn der Herr Professor sich die Mühe gegeben hätte, anstatt des Wörterbuchs, das er der Vorrede zufolge durchgegangen ist, einmal Luthers Bibelübersetzung in grammatischer Absicht durchzulesen, so würde er wenigstens des Dativus und Ackusativus jemand auch erwähnt haben, den man z. B. Matth. 17, 8. 9. und sonst überall findet. Noch unverzeihlicher ist dieser abgeschrie-

*) Ich habe die Stellen der Herren Heinze und Popowitsch, welche hieher gehören, in der Anmerkung zu S. 34. angeführt.

bene Fehler, da unter Gottscheds Vorgängern verschiedene die Endung niemand angeführt haben *).

Noch vorher (S. 43.) pranget das liebe zweene, zwo, zwei ganz aus Gottscheden abgeschrieben. Ich will Ihnen das nicht wiederholen, was Herr Heinze **) bey diesem Punkte gegen Gottscheden erinnert hat, sondern ich will lieber einige Anmerkungen hersetzen, die nicht gänzlich so bekannt sind. Gottsched hat in der grössern Sprachkunst wieder seine Gewohnheit die verschiedene Form des Worteszween unterschieden, und die ganzen Paradigmata hingesetzt. Die absolute Form ist bei ihm zweene, zwo, zwei, wozu noch die dritte Form mit dem Artikel die kömt. Herr Prof. Basedow hat

*) Frisch, welchen Herr Heinze S. 125. anführt, verwirft niemanden ausdrücklich, und Bödiker hat schon vor ihm gesagt, daß es oft indeclinabel sey, wiewol er auch hinzusetzt, daß es sich wie das männliche meine verhalte, (folglich im Dativus niemandem und im Accusativus niemanden habe). Wippel gesteht die Indeclinabilität auch, hält es aber für besser, im Dativus jemande zu sagen, welches Hempel glücklich nachgeschrieben hat. Herr Aichinger führt beides (sowol jemand als jemanden) an. Hentschel endlich setzt auch voraus, daß niemand besser sei, nur fügt er hinzu, daß es auch nicht zu verwerfen sey, wenn man den Dativus und Accusativus jemanden mache. Schmotter ist, wenn ich mich recht besinne, der erste, der niemanden vorgezogen hat.

**) S. 111.

hat aus übereilung nur das eine Paradigma in seine Lehrart übertragen wollen, zum Unglück aber hat er die absolute Form erwählt, deren Herr Heinze gar nicht gedacht hat. Der Hauptunterschied zwischen den Gottschedischen Formen ist, daß der männliche Nominativus und Ackusativus der absoluten Form zweene, und zween mit dem Artikel im Genitivus vor seinem Substantivo nur der zween, der zwo, der zwei hat; denn daß er der absoluten Form einen Vokativus gegeben hat, den andern Formen aber nicht, das muß in tiefen Gedanken geschehen sein, indem der strengste Gottschedianer gewiß eben so wol sagen würde o ihr zween Männer, als er saget, und nach Gottscheds Anweisung sagen muß, o ihr Zweene. Auf Luthern hat sich, wie Hr. Heinze bemerkt, Gottsched mit Unrecht berufen, weil dieser zweyer und zweyen, nicht zweener und zweenen schreibet. Herr Heinze hätte mehr sagen können. Luther sagt im Nominativus und Ackusativus zween, zwo, zwey; das ist nicht zu leugnen; aber er sagt auch nicht zwoen, sondern zwo. Exempel von zweyer für zweener sind Matth. 18, 16. Joh. 8, 17. von zwo für zwoen. Gesch. 12, 6. überdem gebraucht Luther aber im Dativus auch zween Matth. 26, 2. Gesch. 1, 24. 12, 6. 1 Tim. 5, 19. ferner zwey auch vom männlichen Geschlechte, wenn das Geschlecht nicht ganz deutlich bestimmt ist, oder wenn es zugleich auf ein weibliches Wort geht. Marc. 10, 8. Luc. 12, 52. 1 Kor. 6, 16. Eine alte Bibel,

die ich vor mir habe, und die 1556 von Hans Luft gedruckt ist, setzt Matth. 6, 24. 21, 31. 27, 21. Eph. 2, 15. 1 Tim. 5, 19. nicht zween im Dativus, sondern zweien, welches wol zu merken ist. Endlich muß ich auch noch das hinzusetzen, daß überhaupt das zweene, welches Gottsched und Hempel uns aufdringen wollen, in der ganzen Bibel nicht zu finden sei, denn z. B. Matth. 11, 2. steht er sandte seiner Jünger zween. Sie wissen, daß ich auf die Unterscheidung von zween, zwo, zwei nichts halte; allein wenn ich darauf hielte, so würde ich wenigstens das Paradigma dem alten Sprachgebrauche gemäß eingerichtet haben, etwa so wie es Pöllmann *) und Bödiker **) gethan haben. Der erste setzt N. zween, zwo, zwey. G. zweyer, zweer und zwo, zweyer. D. zweyen und zwey, zwo, zweyen und zwey. A. zween, zwo, zwey. Ich will bei dieser Gelegenheit doch noch untersuchen, inwiefern Gottscheds Paradigma von Hr. Kunzen gegen Hrn. Heinze ist gerechtfertiget worden. Er gesteht ***), daß zweyer und zweyen schon vor Luthern gebräuchlich gewesen sei, aber heute zu Tage schrieben doch sprachkundige Männer, z. E. Richey, zweener, zwoer, zweenen. Sprachkundige Männer heißen freilich manche, die sich den grammatikalischen Grillen einiger Sprach-

*) Im neuen hoochdeutschen Donat S. 48.

**) S. 65 der Ausgabe von 1690.

***) Beleuchtung der Heinzischen Anmerkungen S. 161.

Sprachlehrer schlechthin gemäß verhalten; aber ob vorher, ehe ein Sprachlehrer auf diese sonderbare Vorschrift gerathen, jemand so geschrieben habe, das sollte man beweisen, und den entgegengesetzten Gebrauch Doktor Luthers und anderer nicht zu erwähnen vergessen haben. Hr. Popowitsch hatte angemerkt, daß im Österreichischen nur die Bauern zween, zwo und zwey unterscheiden. Diese Anmerkung kömmt Hr. Kunzen sehr gelegen, und er ermangelt nicht zu erklären, daß diese Landleute die alte richtige Aussprache und den gehörigen Gebrauch dieser Wörter beibehalten haben. Wenn aber der Beweisgrund gelten soll, so sorge ich, daß wir eine ganze Menge alter Gebräuche wieder werden aus den Dörfern in die Städte nehmen müssen. Man sollte doch der Mode etwas einräumen. Wer kann nun dafür, daß zween und zwo nicht mehr in Gärten, sondern nur in Treibhäusern blühen? Haben doch auch die alten Lateiner müssen geschehen lassen, daß man anstatt des Neutrums *dua* hernach *duo* sagte. Und lachen wir nicht, wenn ein alter Mann auftritt, und uns bereden will, daß wir herzlichen gerne und nicht herzlich gerne sagen sollen, weil sonst das Adjektivum und das Adverbium nicht genug unterschieden sein würde? Ich will daher nur immer bei dem bloßen zwei bleiben, wie viele andre gewiß auch thun werden.

Nur noch einen einzigen abbeschriebenen Fehler, den Herr Heinze an Gottscheden zu tadeln

vergessen hat, will ich anführen, um Ihnen hernach den Hrn. Prof. als einen Selbstdenker zu zeigen. Bald, Lateinisch mox, gern, Lateinisch sponte oder in gewissen Fällen libenter, kann man sich, auch wenn man nichts weniger als ein Orbil ist, des Scheltens enthalten, wenn jemand sie für Adjektiva hält? Gottsched hat es indessen gethan, und die wunderliche Anmerkung, die er S. 260 des grössern Werks darüber beifügt, kann ihn nicht rechtfertigen. Was darf man nun für Hn. Prof. Basedow, der gar keine Anmerkung beifügt, wie Gottsched im Kern auch nicht gethan hat, für eine Rechtfertigung erwarten?

Gegenwärtigem Briefe will ich eine Samlung über den Gebrauch des Wortes zwei aus verschiedenen Schriftstellern beilegen, die Ihnen zugleich zu einer Probe dienen soll, auf welche Art ich meine Kollektaneen zu machen pflege. Ich fange nemlich von den ältesten Schriftstellern, besonders von Opitzen, an, und gehe so weiter bis auf die neuern Zeiten, und ein Blick in dieselben reicht oft hin, von weitläuftigen Streitigkeiten ein zuverlässiges Urtheil zu fällen, welches oft, wie in dem gegenwärtigen Fall, darauf hinaus läuft, daß gute Schriftsteller gewisse Arten der Beugungen nach und nach abgeschaft haben, die hernach von eigensinnigen Sprachlehrern wieder hervorgesucht, und von denen, die sklavisch genug dachten, ihre Priscianische Geißel zu fürchten, glücklich dem Oberrichterbefehl gemäß gebraucht wurden.

Beilage zum dritten Briefe,
den Gebrauch der Wörter zwei und drei bei verschiedenen Schriftstellern betreffend.

Ich will den Anfang vom Opitz machen, dessen Gedichte ich nach der Ausgabe von 1640 vor mir habe. Er sagt beinahe durchgehends, auch im männlichen und weiblichen Geschlechte, zwei. Hier sind einige Stellen. S. 686. Wenn eine Fliege zwey Sommer erlebet, so ist es sehr viel. Lob des Kriegesgottes. V. 188. Zwey Brüder auf einmahl. S. 41. in dem vorgesetzten Florilegio variorum epigrammatum zwey Farben hat der Schild von Oesterreich. Die überschrift eines andern Epigramms (S. 25.) ist: Auf zwey Schwestern von unterschiedenen Sitten. Auf die Zeile (S. 228) „die Armen, „welche mir zwey starke Fässel seyn," darf ich mich wohl nicht berufen, da Fessel oder Fässel einigen leicht ein Neutrum zu sein scheinen könnte. Aber, die Stellen darf ich anführen, wo zwei auf ein männliches und ein weibliches Wort zugleich geht. S. 154. Daß zwey gefunden werden, Die vber alles sind im Himmel vnd auff Erden. S. 209. O ihr seligen zwey Liebe. S. 658. Was euch heist des Himmels Gunst, Die euch zwey zusammengiebet. S. 635. Diß könnt ihr zwey vollbringen. Ich verlange gleichwol die Stellen nicht zu verheimlichen, in welchen

ich zween, zweene, und zwo angetroffen habe. S. 277 steht: Die Augen sind an ihr zween edl' Asteriten. Vermuthlich soll es zween edle heißen; denn sonst kömmt die gehörige Zahl der Sylben nicht heraus. Zweene Sternen steht in Salomons hohem Liede S. 362, zweene Thürne ebendaselbst S. 368, zweene Geister aber in einem Hochzeitgedichte S. 204. Zwo edle Kronen findet man S. 297. zwo Sonnen S. 302. und S. 357. Im Genitivus mit dem Artikel und im Dativus mit und ohne Artikel, sagt Opitz in diesen Gedichten niemals anders, als zweyen, und so auch dreyen; z. B. S. 154. Der zweyen Fürsten Rühm. S. 208. Der dreymahl dreyen Schwestern Chor. S. 294. Die andern Sternen zwar seh' ich am Himmel schweben, Allein an zweyen nur ist gleichwol mangel doch. S. 418. Nach dreyen Tagen. S. 269. Mit zweyen Spitzen. S. 463. Von zweyen schweren Sachen. S. 299. Mit ihrem kleinen Sohne, Vnd dreyen Gratien. S. 31. des Florilegiums. Von dreyen Dingen kompt am meisten Vbels her. Von Opitzens Buche von der Deudschen Poeterey besitze ich zwar nur die von Enoch Hannman besorgte achte Ausgabe vom Jahr 1658; indessen werden die Beispiele, welche ich daraus anführe, auch wol nach den ältern Ausgaben ihre Richtigkeit haben. S. 80. Der erste und letzte Verß, so Weiblich sind, vnd die mittleren zwey Männlichen. S 84. Zwey Strophen. S. 57. Zu Ende zweyer oder mehrerer

Verse.

Verse. Hingegen finde ich S. 70: Hier sind die ersten zweene Verß Weibliche, die andern zweene Männliche S. 68. Die erste Sylbe hoch, die andern zwo niedrig. S. 64. Die letzte Sylbe in den Mänlichen, vnd letzten zwo in den Weiblichen Reimen. Hannmanns Ansehen ist nicht von sonderlicher Erheblichkeit, da er einmal S. 242. zwo Männliche Reime sagt, welches ganz unrecht ist; ich will aber doch das übrige, was ich aus ihm angemerkt habe, noch hersetzen. S. 113. Zwey Reime. S. 255. Zwey Abschnidte. S. 234. Zwey Fehler. S. 193. Eine oder zwey Hauptendigung. Ebendaselbst: mit einem oder zwey Stammwörtern. S. 263. Ich will von den zwey gebräuchlichsten (es ist von pedibus die Rede) handeln. Ein einzigesmal (S. 259.) habe ich zwo kurze Sylben angetroffen. Auf Opitzen mag Tscherning, und zwar zuerst sein unvorgreiffliches Bedencken über etliche mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprach-Kunst (1659. 12) folgen. S. 135. Die ersten und letzten zwey Reimen. S. 120. Daß das e zwischen zwey tt ausgelaßen wird. Allein ebendaselbst: zwischen zweyen ss. Und S. 140. Wann eine gedoppelte Reimung in zweyen Alexandrinischen gemacht wird. In seinem Frühling deutscher Getichte, (wovon ich die zweite Auflage gebraucht habe, die ohne Zweifel im Jahr 1642 erschienen ist,) finde ich zween niemals, außer daß in dem allerletzten Gedichte, welches aber nicht von Tschernings Hand ist, stehet:

het: Auff mein Buchner, auff ihr zweene Weitberümbte Bobersöhne. Tscherning selbst sagt immer zwey für zween, z. B. in der Historie der Susannen S. 324 ff. Zwey Richter. Zwey alte. Wie diese zwey gethan. S. 239. Zwey der Engel. Zwey gebraucht er auch stets von Braut und Bräutigam, wie Opitz. S. S. 48. 75. Er sagt aber auch von Männern S. 345 die zwey. Im weiblichen Geschlechte sagt er zwo. Z. B. zwo Seelen S. 125. zwo Töchter S. 373. Den Genitivus macht er zweyer. S. 291. Von Eseln zweyer Füße; und den Dativus zweyen, und so auch dreyen. S 196. Vor zweyen Jahren. S. 87. Mit dreyen Choren. S. 257. Von dreyen Charitinnen. S. 349. Der Cerberus mit dreyen Köpfen. Flemming verdient nicht vorbeigegangen zu werden. Ich will also aus der Ausgabe seiner Gedichte von 1666 einige Beispiele hersetzen. S. 89. Sie zwey (der Geist und die Kunst). S. 155. Ihr liebsten zwey (von einem Brautpaare). S. 330. Auff eins in zweyen Tagen, Sind zwey Geschwister hinn. Zwey junge Stammes-Sprossen rc. S. 356. Ihr zwey unbefleckten Münde. S. 480. O ihr zwey getreuen Wächter. S. 92. Einen Tag für zweye lustig seyn. S. 350. Weil eurer dennoch zweye seyn (Vater und Mutter). S. 472. Zweye sind es, so auff Erden Schon den Himmel ähnlich seyn. Die Musik und edler Wein. S. 469. Wes ich allzeit mich beflissen, Wissen zweene: Gott und Ich. S. 474. Ihr

zweene

zweene schöne Sterne. Öfter als zweimal habe ich zweene im ganzen Flemming nicht angetroffen. S. 478. Diese zwey, diß treue Paar (zwei Gesandten). S. 576. Ob zweye sind vorbey, So läst das dritte Jahr dich aber drümm nicht frey. Im weiblichen Geschlecht sagt Flemming gemeiniglich zwo; z. B. S. 142. Zwo starke Ketten. S. 172. 618. Zwo Seelen. Indessen steht S. 275 doch zwey Sonnen, und S. 353. zwey vermängte Lüfte. Dreye für drei habe ich auch einigemal angetroffen. S. 424. Ich und jene lieben dreye, Deren einer nun ist hin. Jetzt die überbliebnen zweye ꝛc. S. 455. Wir sind da, wir treuen dreye. Im Genitivus sagt er gemeiniglich zweyer, dreyer, der zweyen, der dreyen. S. 88. Von dreyer Schwestern Hand. S. 604. Ihr zweyer Brünnen Bäche. S. 641. Du dreyer treueste, die eine Mutter brachte. S. 178. Zweyer hertz-vertrauten Schätze. S. 441. Du zweyer Künst-Erfinder. S. 448. Auf Abscheiden zweyer Vertrauten. S. 431. Freund der dreymal dreyen Schwestern. Wenn S. 89. der dreymahl dreyen Schwestern. Wenn S. 89 der dreyer Schwestern steht, so soll es vermuthlich der dreyen heißen. Einmal sagt er jedoch zwey für zweyer. S. 179. Als wenn zwey Liebender geliebter Herzen Füsse. Der Dativus ist gemeiniglich bei ihm zweyen und dreyen; z. B. S. 121. Inner zween Tagen. S. 347. Inner dreyen Tagen. S. 400. Seinen treuen dreyen Schäfern. S. 404. Vor

sechs-

sechsmahl dreyen Jahren. S. 654. Zweyen Strömen gleich. Er hat aber auch dafür bloß zwey oder drey. S. 230. Bis Apollo nach zwey Kränzen mir den dritten flochte. S. 663. An den drey Stücken (Schönheit, Keuschheit und Frömmigkeit) kommt Ihr gäntzlich überein. Hieher gehört auch, wenn Caspar Herttrafft in einem an Flemmingen gerichteten Sonnet (S. 254.) sagt: ein neuer Streit von jenen drey Göttinnen. Von Flemmingen will ich einen Sprung bis auf das Jahr 1725 thun, in welchem Christian Gottlieb Jöcher, Professor zu Leipzig, an zwey Orten, imgleichen zwey Personen schrieb. Diese Worte stehen in der Vorrede zur zweiten Auflage des Gelehrtenlexikons §. 10. Ja sogar auf dem Titel der dritten Auflage von 1733 steht in zwey Theilen. Jöcher ist zwar sonst so grammatisch richtig nicht, daß man sich jetzt in allen Stücken auf ihn berufen könnte; allein in dem Zeitlaufe von 1720 bis 1730 ist er nicht unter die schlechtesten Schriftsteller zu rechnen. Er mag also so lange seine Stelle behaupten, bis ich sie mit einem würdigern Zeitgenossen besetzen kann. In der dritten Ausgabe von Hallers Gedichten (Danzig 1743.), welche der Herr Verfasser ausdrücklich den Regeln der Sprache gemäßer eingerichtet zu haben bezeugt, habe ich nur zwei hieher gehörige Beispiele angetroffen. S. 31. Die goldne Blume zeigt die zwey (nicht zween) vergöldten Schnäbel. S. 77. Wer theilt, wie er, die Karten Mit zween (nicht

zwee:

zweenen) Fingern aus? Der Herr Hofrath Michaelis übersetzte im Jahr 1748 die Clarissa. Aus den beiden ersten Theilen habe ich einiges ausgezeichnet. Th. 1. S. 138. Zwey Brüder. S. 147. Seine zwey liebsten Leidenschaften. Th. 2. S. 52. Eine oder zwey Personen ausgenommen. S. 105. Zwey Briefe. S. 169. Zwey Nächte. S. 224. Zwey verständige Personen. S. 303. 319. Zwey oder drey Sätze. S. 307. Zwey Thüren. Th. 1. S. 134. Zwischen zwey andern Gütern. Th. 2. S. 93. Vor drey Tagen. S. 210. Aus zwey Ursachen. S. 493. Von zwey oder drey Tagen. Ich hätte mehr Beispiele hersetzen können; allein die angeführten sind hinreichend. Ein einziges habe ich angetroffen, welches weder den Gottschedischen und Basedowischen Regeln, noch dem anderweitigen Gebrauche des Hrn. Hofraths gemäß ist. Th. 1. S. 454 steht nemlich aus zweyen Quellen, welches besser aus zwei Quellen, oder nach den oben angeführten beiden Sprachlehrern aus zwoen Quellen, würde geheißen haben würde. Aus dem vierten Theile S. 374 könnte man noch ein anderes Beispiel in zweyen Briefen hinzusetzen. Gellert, von dessen sämmtlichen Schriften ich die Seiten der Berlinischen Ausgabe von 1765 anführen werde, (auf dem Titel steht Frankfurth und Leipzig) verdient hier um desto mehr zum Zeugen aufgestellt zu werden, da Hr. Basedow ihm sein Buch zugeeignet hat. Was endlich den Nominativus und Ackusativus betrift, so hat er

den

den Unterschied zwischen zween, zwo, zwey fast durchgehends beobachtet. Indessen steht doch in der Sylvia (Auftr. 10. Th. 2. S. 311.) zwey Tage, und in den zärtlichen Schwestern (Aufz. 2. Auftr. 16. Th. 2. S. 53.) finde ich gar: „Also „will Lottchen zwey Männer, und Herr Damis „zwo Weiber haben." Die zwo Weiber sind besonders merkwürdig, da man ihre Sprachrichtigkeit wol nicht gut anders, als mit dem fürchterlichen Namen einer Figur (Synesis generis,) wird rechtfertigen können, womit man aber bei strengen Gottschedianern, als abgesagten Feinden aller grammatischen Figuren, nicht einmal etwas ausrichten wird. Den Genitivus zweener habe ich zweimal angetroffen; einmal in der Fabel Cleant (Th. 2. S. 35.): „Die Unschuld zweener Diebe ret„ten;" Das anderemal in den zärtlichen Schwestern (Aufz. 2. Auftr 12. Th. 2. S. 51.): „Die „Liebe ist eine Uebereinstimmung zweener Wil„len zu gleichen Zwecken." Daß in dem Loose in der Lotterie (Aufz. 3. Auftr. 4. S. 233.) zwo ganzer Stunden steht, darf ich wol nicht anführen, da vielleicht Gottsched selbst sich nicht würde getrauet haben, zwoer ganzer Stunden zu schreiben. Der Dativus ist im Gellert gemeiniglich zwey (so wie auch drey), selten zween und zwo, in allen Fällen also nicht Gottschedisch oder Basedowisch. Schwed. Gräf. S. 126. Vor zwey Jahren. S. 128. Mit zwey französischen Büchern. S. 129. In drey Tagen, imgleichen nach drey Tagen. Loos in der L. S. 218.

S. 218. Eine Regel von zwey Worten. S. 235. Vor zwey Monaten. S. 253. Aus den zwey oder drey ersten Blicken. Die kranke Frau. S. 328. Mit zwey grossen Punkten. Schw. Gr. S. 135. Mit zween Wagen. S. 152. Binnen zween Tagen. Fab. Th. 2. S. 40. Seit zween Tagen. Die zärtl. Schw. S. 43. Unter zwo Schwestern. Der Herr von Hagedorn ist Gottscheds Regeln getreuer gewesen, als Gellert. Er sagt aber nicht allein zween, zwo, zwey, sondern er gebraucht auch ohne Artikel zweene, welches Basedowisch, nicht Gottschedisch, ist. Th. 2. S. 50. Zweene Reuber zankten sich. S. 153. Wo sie auf der nächsten Weide zweene Spatzen scherzen sehn. Im Genitivus des männlichen Geschlechts sagt er zweener Wölfe S. 130, und im Dativus zweenen. S. 50. Zweenen neuverbundnen Prinzen. S. 99. Zweenen weisen Göttern. Kurz Hagedorn, von dessen Werken ich die Seiten der Ausgabe von 1760 anführe, redet in diesem Stücke stets vollkommen Gottschedisch, wovon ich das kaum für eine Ausnahme rechnen kann, wenn er Th. 3. S. 89 sagt um zwey (Uhr), indem wol niemand um zwo sagen würde. Von dem Herren Regierungsrath Lichtwehr sollte man muthmaßen, daß er Gottscheden mehr gefolgt sein würde, als Hagedorn. Aber er hat es in diesem Stücke so wenig gethan, als in verschiednen andern. Zween, zwo, zwey sagt er zwar; aber er sagt für zween auch ein paarmal, wie Hagedorn,

zweene. B. 2. Fab. 3. Es sah einst Peru zweene Lehrer. Fab. 9. Zweene Reiger. B. 3. Fab. 13. Dein Vater, tröst' ihn Jupiter, Und meiner waren zweene Brüder, Zween rechte Brüder rc. Die beiden eigentlichen Ausnahmen von der Gottschedischen Regel, die ich antreffe, sind diese. In der Vorrede zum vierten Buche heißt es: "Aesop, der Heßlichste „von Xantus Sudelknechten, lehrt in zwo „Stunden mehr, als sie in tausend Nächten". Herr von Hagedorn würde hier vielleicht Gottschedisch-richtiger gesagt haben in zwoen Stunden. Die andre Stelle ist B. 4 Fab. 16 "Die „offenbaren Feinde Sind arg, noch ärger die, die „still und heimlich gehn, Doch wißt, die lobenden „sind ärger, als die zween". Nach Gottscheds Regeln würde es vielleicht die zweene heissen müssen, wiewol er sich über diesen Fall nicht recht deutlich erklärt hat. Herr Uz hat auch den Unterschied unter zween, zwo, zwey genau beobachtet. Selbst zwoen finde ich bei ihm im ersten Briefe: nach zwoen jahrelangen Stunden; und dreyen sagt er auch im ersten Buche des Sieges des Liebesgottes: nach dreyen Augenblicken. In Hn. Prof. Ramlers Gedichten finde ich weiter nichts, als daß er in seiner elften Ode nach drey Jahren, und in der ersten Ode aus dem Horaz mit drey Zungen sagte. Ohne Präposition hat er das Wort zwey deklinirt, aber nicht movirt; denn er sagt Od. 16: "Als er sich mit entschloßner Seele „zweyen Welten allein entgegen warf." Im

Nomi=

Nominativ und Akkusativ hat er indessen etwas besonders; denn er behauptet nicht allein, daß man sagen könne zwey, zwo, zwey, wiewol er das unveränderliche zwey auch gelten läßt, sondern er ist auch dieser Regel, deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit man aus meiner Sammlung von Beispielen abstrahiren mag, in seinem Deutschen Batteux gefolgt, z. B. S. 102. zwo Arten der Vergleichung, da er sonst, z. B. S. 173, zwey Buchstaben, zwey Vokale sagt. Man findet die Erklärung des Herrn Professors, "daß wir „Deutschen nicht allein zween, zwo, zwey, son„dern auch zwey, zwo, zwey, oder vieleicht „zwey per tria genera dekliniren" in einer Anzeige der Druckfehler, die, wenn ich nicht irre, der zweiten Ausgabe seines Batteux beigefügt ist. Von der dritten Auflage finde ich jetzt kein Exemplar, worinn diese Anzeige stehet; ich hoffe jedoch die eigenen Worte des Hrn. Professors ziemlich richtig angeführt zu haben. Hätte er seinen Vorschlag, zwey durch alle drei Geschlechter zu sagen, selbst befolgt, so würde man zwei Männer, die in Ansehung der grammatischen Richtigkeit eben das klassische Ansehen haben, welches man ihnen als Schriftstellern überhaupt längst einstimmig eingeräumt hat, für meinen Grundsatz anführen können, da ich jetzt nur Einen anführen kann. Dieser Eine ist Herr Lessing, bei dem ich niemals zwo, niemals zweyer, zweyen, (dreyer, dreyen,) und folglich noch viel weniger zween, zweene, zweener, zweenen angetroffen zu haben

mich erinnere. Hier sind einige Beispiele aus seiner Dramaturgie. Th. 1. S. 12. Zwey Nebenbuhlerinnen. S. 14. Zwey Zeilen. S. 119. Mit zwey oder vier gereimten Zeilen. S. 150. Unter zwey Uebeln. S. 165. Zwey, drey Namen. S. 182. Zu zwey verschiedenen Personen. S. 209. Aus drey Sätzen. S. 211. In zwey auf einander folgenden Akten. S. 316. Zwey italienische Dichter. S. 397. Von zwey Unbekannten. Th. 2. S. 58. Zwey Meilen. Zwey krystallene Säulen. S. 278. Terenz machte oft aus zwey Griechischen Komödien eine einzige Lateinische. S. 279. Der Heavtontimorumenos war nicht aus zwey Griechischen Stücken genommen S. 332. Zwischen den zwey großen Nebenbuhlern der Griechischen Bühne. Ich hoffe nicht, daß mir jemand die Stelle Th. 1. S. 398: "Der, welcher von diesen zweyen entrinnt," entgegensetzen werde. Wer sich die Mühe nehmen will, meine Sprachlehre nachzusehen, wird finden, daß ich fast allen Deutschen Ordnungszahlen, und folglich auch dem Worte zwei, das Recht, sich am Ende verändern zu lassen, in gewissen Fällen zugestehe. Man würde in dem angeführten Fall auch sagen müssen: "wer von „diesen dreyen, vieren, fünfen, zwanzigen, rc. „entrinnt." Es würde mir leicht sein, noch mehrere Stellen aus andern berühmten Schriftstellern, ja allenfalls aus bloßen Büchertiteln, anzuführen; allein was ich hier gesammlet habe, ist hinreichend, daraus auf das Wanken des

Sprach-

Sprachgebrauchs und auf das Recht des Sprachlehrers, den wankenden Gebrauch zu bestimmen, eine Folge zu ziehen. Doch ich will die Exempel des Hrn. Prof. Bodmers aus seinen Grundsätzen der deutschen Sprache S. 65 noch hersetzen, damit man sie mit denen aus andern Schriftstellern vergleichen könne. "Zween Freunde. Zwo Freundinnen. Zwey Liebende. (Das letzte soll ein „Neutrum sein). Mit zween Freunden. Zu zwo „Freundinnen. Von zwey Liebenden. Die ersten „zweene stellten sich zu den folgendeu zweenen. „(Das sind also Männer). Zween gelang es, daß „sie zwo andre verdrangen." Vor der Hand leugne ich, daß bisher irgend jemand nach dieser Bodmerischen Regel geschrieben habe, und daß es selbst Hr. Prof. Breitinger nicht immer thue, können zwei Stellen aus dem ersten Theile seiner Dichtkunst zeigen. S. 398. Die zwey gelehrten Franzosen Girac und Costar. S. 217. Zwischen zweyen Dingen. Wenn es nöthig wäre, getraute ich mich zu beweisen, daß sogar Hr. Bodmer seine eignen Regeln in diesem Stücke nicht in Acht nehme.

Vierter Brief.

Insofern die Regeln der Sprachlehre aus einzelnen Beispielen abstrahirt werden müssen, ist die ganze Sprachlehre eine Philosophie; allein wenn jemand allenthalben der Grammatik ein philosophisches Ansehen zu geben sucht, mühsame Definitionen macht, dividirt, subdivirt und distinguirt bis ins Unendliche, über seine Paragraphen die Titel Lehrsätze, Zusätze, Scholien ꝛc. schreibt, alsdenn hätte ich Lust, auf meine Knie zu fallen, und zu bitten: heiliger Alexander Gottlieb Baumgarten, gieb uns keine Baumgärtchen mehr! So zahlreich ist der Schwarm von großen und tiefsinnigen Geistern, die alles mit dem philosophischen Anstriche übermahlen, selbst das, was an sich eine gute Farbe hat, und des Ansehens in seiner natürlichrn Gestalt nicht unwerth ist. Und wie, wenn es oft mehr gekleckt, als gemahlt ist, was man den philosophischen Anstrich zu nennen beliebt?

Aber, werden Sie fragen, wie kömmt Baumgarten hieher? Hat er die philosophische Lehrart in die Grammatik gebracht? Nein er nicht, aber seine Schüler, die er vor dieser Sucht hätte bewahren sollen, ehe sie in die Welt ausgingen. Ich darf ihnen nur statt aller andern den sel. Hase, der als Prediger zu Brandenburg gestorben ist, nennen. Wofern indessen eine Anekdote Grund hat, daß eine Disputation des sel. Feldprobst

Deckers

Deckers von der Hebräischen Grammatik *) grö-stentheils ein Baumgarten nachgeschriebenes Kollegium sein soll, so könnte man doch Baumgarten wol einigermaßen Schuld geben, daß er die ängstliche philosophische Methode in die Sprachlehre einzuführen Willens gewesen sei. Kaum kann ich es mir jedoch vorstellen, daß Baumgarten so wunderliche Dinge habe vortragen können, als ich in der erwähnten Disputation antreffe. Ich will Ihnen zur Probe einige davon anführen, damit Sie den rechten philosophisch-grammatikalischen Geist daraus erkennen können. "Einige „Buchstaben werden gedehnt, d. i. sie nehmen „der Breite nach einen grössern Raum ein. „Wenn das dem abwesenden A gehörige dem „gegenwärtigen B zugeeignet wird, so sagt man, „daß A und B mit einander alterniren, und zwar „B für A. Ein Weiser muß durch einfache und „fruchtbare von ihm erwählte Mittel so viel Zwecke „zu erreichen suchen, als bey einander bestehen „können; folglich ziehen die Hebräer den Ton „weise zurück, wenn durch seine Zurückziehung „eine Verwirrung und eine Kollision mehrerer „Töne vermieden werden kann. Das, was nicht „allein seinem ersten Dasein, sondern auch seiner „Dauer nach, von einem andern Dinge abhängt, „kann, wenn dasselbe aufhört, nicht fortwähren; „wenn man sich also zwischen demjenigen, wo-„durch eine Veränderung eines Worts bestimmt

 „wird,

*) Der eigentliche Titel ist: Demonstrationes ad Ebraeorum Grammaticam pertinentes. Halae 1737.

„wird, und zwischen der Veränderung selbst, als „dem Determinato, einen solchen Nexus denkt, so „folgt, daß sobald das Bestimmende wegfällt, auch „die Bestimmung wegfalle. Da zusammengesetzte „Namen lang zu sein pflegen, so schicken sie sich „nicht zur Vollkommenheit der Sprache. Man „muß sie daher so leicht nicht in die Sprache auf- „nehmen." Sehen Sie, das heißt, der Grammatik durch die Philosophie ein Licht anzünden!

Man darf Gottscheds Sprachkunst nur durchblättern, so wird man allenthalben Spuren einer so herrlichen Philosophie entdecken, die Hr. Heinzen so oft Gelegenheit gegeben haben, sich über ihn lustig zu machen. Besonders ist dies S. 128 ff. seiner Anmerkungen auf eine sehr lehrreiche Art geschehen. Herr Heinze rechnet auch die Weitläuftigkeit, mit welcher in der grössern Sprachkunst die Sachen in einem gewissen schlechten Verstande philosophischer gesagt sind, mit zu ihren Vorzügen vor dem Kern. Und doch ist im Kern noch immer so viel philosophirt, daß einem nicht so philosophischen Menschen bange und übel darüber werden möchte.

Gern wollte ich sagen, daß Hr. Professor Basedow nicht in den Fehler des Philosophirens gefallen sei; allein er philosophirt überhaupt gern, und wie er sich darinn von den kleinen Baumgärtchen gemeiniglich durch viele gründliche Bemerkungen zu unterscheiden pflegt, aber doch auch gemeine Dinge oft in ein heiliges philosophisches Dunkel hüllt, so ist es auch hier geschehen.

Ich setze voraus, daß er zum Gebrauch solcher jungen Leute geschrieben habe, denen man noch keine fremde Sprachlehre vorgelegt hat. In dieser Betrachtung kann ich es nicht anders, als loben, daß er einige Grundsätze der allgemeinen Grammatik mit vorträgt. Bloß die Art, wie es geschehen ist, mißfällt mir. Sein Buch sollte doch nur ein Leitfaden für den Vortrag des Lehrers sein, und jedem verständigen Lehrer konnte Hr. Prof. B. zutrauen, daß er manche Dinge, die er beibringt, ohnehin nicht vergessen würde. Gleich der erste Paragraph ist von dieser Art. "In jeder Sprache soll man so reden und schrei„ben, wie der gröste Theil derer, die nach dem „allgemeinen Geständnisse am nachahmungswür„digsten sind, zu reden und zu schreiben pflegen, „damit Dunkelheit und Misverstand, so viel „möglich, vermieden werde." Wozu brauchte das ein besonderer Paragraph zu sein, und kann nicht überdem Dunkelheit und Mißverstand in vielen Fällen eben so gut, ja sogar besser, vermieden werden, wenn man anders redet und schreibt, als der gröste Theil der Nachahmungswürdigsten?

Im vierten Paragraph heißt es unter andern: "Wenn ich sage: der Vater liebt den Sohn, und „der Sohn gehorcht dem Vater: so hat das „Wort Vater in dem erste Satze, das Verhältniß „eines thätigen Wesens, in dem zweyten Satze „aber, das Verhältniß einer Person, der etwas „zum Vortheile geschiehet." Philosophisch ge-

nug, so daß ein Lehrer, der es verständlich machen will, mehr die Philosophie, als die Grammatik lehren wird! über die Bestimmung zum Vortheile kann man allein eine völlige Stunde kommentiren, und wenn man sich blau demonstrirt hat, am Ende durch Fragen erfahren, daß man nicht den geringsten Vortheil geschaft habe. In Deutschland endlich können wir es wol dahin bringen, daß ein junger Mensch sich einbildet, in dem Satze der Sohn schmeichelt dem Vater habe Vater das Verhältniß einer Person, der etwas zum Vortheil geschiehet, nachdem er einmal weiß, daß schmeicheln den Dativus erfordert; allein man übersetze das ganze philosophische Gewäsche ins Französische, und der junge Franzose wird, wenn er auf den Sprachgebrauch Acht gehabt hat, sich weder bereden lassen, le fils flate au pere zu sagen, noch den Vater in diesem Satze für eine Person halten, der etwas zum Vortheil geschiehet.

Alle Wörter sind nach des Hrn. Prof. Basedows Lehrart nicht neunerlei, sondern dreierlei, und zwar nicht auf diejenige Art dreierlei, wie einige Alten und selbst manche Neuern angenommen haben, soudern auf folgende: I) Nennwörter oder Nomina, a) Hauptwörter, Substantiva. b) Geschlechtswörter, Artikel (oder wie der Hr. Professor noch schreibt, Artickel), und zwar 1) bestimmte. 2) unbestimmte. c) Fürwörter, Pronomina. d) Beywörter, Adjektiva. e) Mittelwörter, Participien. II) Zeitwörter,

Verba.

Verba. a) thätige. b) leidende. c) mittlere, Neutra. d) unpersönliche. e) zurückkehrende. III) Bestimmungswörter, Partikeln (oder nach des Hrn. Professors Rechtschreibung Partickeln). a) Nebenwörter u. s. w. Wozu diese ungewöhnliche Ordnung und Eintheilung? Warum ist nicht wenigstens Adjektivum und Substantivum bei einander gelassen? Oder vielmehr, warum sind sie nicht beide unter einer gemeinschaftlichen Benennung verbunden worden, da die Pronomina sich auch in Adjektiva und Substantiva theilen? Ist das nicht gar unphilosophisch? Von den Zeitwörtern hätte es vielmehr heißen sollen: sie sind entweder persönlich oder unpersönlich, und die persönlichen sowol als unpersönlichen sind wieder entweder thätig ꝛc. O wenn doch niemand einreißen wollte, der nichts wieder aufbauen kann!

Die Lehre von dem Satze, von welcher der Herr Professor im zweiten Hauptstücke handelt, möchte nach einiger Meinung mehr in die Rhetorik oder Logik, als in die Grammatik, gehören. Andere Sprachlehrer haben sie vorausgesetzt, und selbst Herr Bodmer hat nicht rhetorisch, sondern grammatikalisch davon gehandelt. Warum Herr Professor Basedow nicht also? Vielleicht weil er etwas Neues zu sagen hatte. Wir wollen hören!

Das gewöhnlichste ist, so viel ich weiß, zu sagen, daß ein Satz entweder aus einem Subjekt und Prädikat, oder, wenn er ist, wie er seyn soll, noch überdem aus einer Kopula bestehe.

Vie-

Vielen Leuten würde es etwas Neues zu hören gewesen sein, daß kein einziger Satz eine Kopula *) habe, sondern daß das ist allemal zum Prädikat gehöre. Herr Basedow tritt ihnen nicht bei, welches ich ihm nicht verdenke; um aber doch etwas Neues zu sagen, erklärt er die Kopula durch „das Kennzeichen, woraus man sehen könne, welches das Subject und welches das Prädicat sei.“ Sollte diese Erklärung wol richtiger sein, als wenn man sagt, daß die Kopula in dem Zeitworte sein bestehe, und die Verbindung zwischen dem Subjekt und Prädikat anzeige? Bekanntermaßen giebt es Sätze, in welchen man nicht gut unterscheiden kann, ob das vor oder nach ist (war rc.) stehende das Subjekt oder Prädikat sei. Folglich kann das ausdrücklich stehende ist wol nicht das Kennzeichen sein. Wenn man sagt: **Ein Basedow ist der Schulverbesserer**, so bleibt der ausdrücklichen Kopula ohnerachtet noch immer die Frage übrig, welches das Subjekt, und welches das Prädikat sei. Ja sogar wenn die Kopula versteckt ist, in welchem Fall sie doch immer ein sichrers Kennzeichen ist, als wenn sie unversteckt dasteht, kann ein solcher Zweifel statt finden, z. B. in dem Satze **Kinder und Narren sagen die Wahrheit**, wo Heumann **) **Kinder** und

*) Unter den Sprachlehrern hat Herr Aichinger ausdrücklich die Lehre von der Kopula verworfen. S. 120.

**) In seiner Pöcile, im dritten Buche, wenn ich nicht irre. Man vergleiche auch Glassii Logic. sacr. die den

und Narren für das Prädikat hält. Man sollte denken, der Herr Professor würde die Lehre von dem Satze im Folgenden gut und häufig genutzt haben; allein man irrt sich, wenn man so denkt. Es ist nur sehr selten geschehen. Hier ist eine von diesen philosophischen Stellen. „Wenn eine Ei„genschaft einem Dinge in gewisser Zeit, und „mit einem besondern Zeichen der Person zuge„schrieben wird; so sehe ich daraus, daß eben diese „Eigenschaft das Prädikat, und dasjenige, dem „sie zugeschrieben wird, das Subject sey; folg„lich hat ein Zeitwort die Copula bey sich, und „ist also ein Wort, das eine Copula bey sich hat.“ An die Zweideutigkeit des unerklärten bei sich nicht zu gedenken, so ist ja die Kopula selbst ein Zeitwort und also ein Wort, das eine Kopula bei sich hat, die wieder ihre Kopula hat, uud so bis ins Unendliche. Weiter! „Die Infinitiven“ — ich sage die Infinitive, und hoffe Grund dazu zu haben — „sind keine Verba,“ eine ganz neue Behauptung! — „weil ihnen der Unterschied der „Personen und folglich (§. 27.)“ — die vorher angeführte Stelle aus §. 27. wird gemeint — „die Kraft der Copula fehlt.“ Die Kraft der Kopula? Wie zweideutig? Heißt das etwa die Kopula selbst? Wie wenn ich nun sagte, der Infinitivus hätte die Kopula und also auch die Kraft der Kopula bei sich? Würde mich Herr Professor Base-

den neuern Ausgaben der Philologie beigefügt ist, col. 2109, und des Herrn D. Semlers Apparat. ad liberal. N. T. Interpret. p. 193. sqq.

Basedow wiederlegen können, wenn ich ihm das an einer Lateinischen Stelle — z. B. an folgender Meum guatum rumor est amare — oder auch allenfalls an einer Deutschen, wo der Infinitivus die Stelle eines Subjekts vertritt, oder in einen eigenen Satz verwandelt werden kann, zeigte? Der Beweis den er für seine Meinung giebt — „ich „will schreiben ist so viel, als ich will die Schrei„bung" — ist sehr einseitig. Wer leugnet das? Allein warum muste der Herr Professor gerade diejenigen Fälle vergessen, die seine Gegner für sich anführen können? Etwas besonders ist es auch geredet, wenn er sagt: **die Infinitiven sind keine Verba.** Andere haben sich zwar in Ansehung der Gerundien auch so ausgedrückt; eigentlich aber hätte es wol heißen sollen: **der Infinitivus ist kein Theil eines Zeitwortes.** Der Mangel des Unterschieds der Personen, auf welchen er sich auch beruft, beweist nur, daß der Infinitivus kein tempus finitum sei; mehr nicht das geringste. Ueber die Gerundia und Supina will ich jetzt nicht streiten, weil wir im Deutschen keine haben; allein billig hätte doch der Herr Professor, ehe er sie aus der Zahl (der Theile) der Zeitwörter stieß, das lesen sollen, was Goklenius darüber geschrieben hat. *) Wenigstens würde er sich sehr verwundert haben, wenn er dort die Verbalität des Infinitivus als unumstößlich vorausgesetzt gefunden hätte.

Ein

*) Problemat. grammat. Lib. I. problem. 52.

Ein Philosoph bekümmert sich auch um gute Kunstwörter; wenn aber gewisse Ausdrücke schon allgemein eingeführt sind, so behält er sie aus Liebe zur Verständlichkeir bei. In diesem Stücke bin ich mit dem Herrn Professor Basedow so ziemlich zufrieden. Er behält zuweilen die Lateinischen Benennungen, und deklinirt sie Lateinisch, schreibt sie aber mit Deutschen Buchstaben; bald giebt er ihnen Deutsche Endungen; bald drückt er sie mit den bekannten Deutschen Namen aus. Alles dies ist so, wie man es von einem Manne von so gutem Geschmacke erwarten konnte. Wenn ich ja etwas erinnern sollte, so würde es das sein, daß er zu oft die Ordnungszahlen als Benennungen braucht. Wir sagen zwar alle die erste, zweite ꝛc. Deklination; aber hier läst es sich nicht wol ändern. Hingegen war es nicht nothwendig, daß der Herr Professor Basedow die erste und zweite Form der Beiwörter, den ersten und zweiten Theil des Verbi ꝛc. durchaus nur mit Zahlen benennen muste. Neue Kunstwörter hat er nicht eben versucht, doch nennt er ein Beiwort, welches zwischen dem Artikel oder einem andern Beiworte und zwischen dem Hauptworte in der Mitte stehet, ein eingeschlossenes. Einen besondern Nutzen dieser Benennung kann ich nicht einsehen.

Die Lehre von dem Satze und dem darauf gegründeten Unterschiede der Wörter, ist der erste Vorzug, den der Hr. Professor seiner Etymologie selbst einräumt. Aus dem, was ich oben daraus angeführt habe, mögen sie urtheilen, ob er

sie leicht — jungen Leuten ist nicht alles leicht, was geübten Weltweisen so vorkömmt — kurz — 10 Seiten können in einem so kleinen Buche verhältnißmäßig wol lang heißen, und wenn man die darauf im Anhange sich beziehenden 10 Seiten dazu rechnet, so nimmt diese kurze Lehre den neunten Theil des ganzen Buchs ein — und praktisch — davon werde ich unten mehr sagen — gemacht habe.

Der zweite Vorzug ist die Lehre vom Geschlecht der Nennwörter, um deren Vollständigkeit willen der Herr Professor ein Wörterbuch durchgegangen ist. Der Herr Professor hat nicht weniger als 17 Seiten dazu verwandt, da Gottsched nur 13 Seiten damit angefüllt hat, welches ihm doch Herr Heinze *) sehr verdenkt, und unter andern es kaum glauben kann, daß „heutzutage „ein so unbarmherziger oder ungeschickter Orbil „irgendwo lebe, welcher seinen Schülern zumu„then würde, das Geschlecht der deutschen Haupt„wörter nach diesen Regeln zu fassen. —“ In der That ein merkwürdiges Urtheil für die jetzige Welt, die einen Orbil grade am letzten in der Person des Hrn. Prof. Basedow zu finden glauben würde. Herr Heinze hat sich nicht die Mühe gegeben, die Gottschedischen Regeln zu prüfen; ich will Ihnen also kurz sagen, was ich in den Basedowischen zu bemerken gefunden habe. 1) Ich weiß nicht, was ich daraus machen soll, daß der Herr Professor mit den Verkleinerungswör-

*) S. 71.

wörtern, die doch von ungewissem Geschlechte sind, angefangen hat. - 2) „Die Namen der Thiere, „die beide Geschlechter gemeinschaftlich bezeichnen, „und sich auf E endigen, sind weiblich." — Warum nur die Namen der Thiere? Lieber gleich alle in e, und hinterher eine Reihe von Ausnahmen. Denn die Regel des Hrn. Professors ist doch auch nicht ganz davon befreit. Der Drache, der Hase, der Rabe hat er selbst, und doch hat er der Affe, der Falke und vielleicht einige andere ausgelassen. Ich selbst sage zwar lieber der Falk; allein da Hagedorn *) beides gesagt hat, so möchte ich der Falke nicht gern ganz verwerfen, und wenn ich es verwürfe, so würde ich doch noch immer vermuthen, daß jemand es für richtig halten, und meine Geschlechtregel mißbrauchen könnte. Wie nöthig macht dies solche Verzeichnisse, als ich Nr. 16. meiner Etymologie, wiewol noch sehr unvollständig, gegeben habe! Für der Weihe, wie Hr. Basedow hat, sagt Gottsched der Weyh, welches ich beinahe für besser halte, wiewol auch Aichinger der Weihe hat. Wo ich nicht irre, so habe ich hin und wieder die Weihe gefunden. 3) Hr. Prof. führt die Mündel als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel an. Ich habe immer der Mündel gefunden. In Gellerts Loose in der Lotterie kömmt das Wort sehr oft vor.

*) Die letzte Fabel seines zweiten Buchs hat zur überschrift der Falke, in dem Gedichte selbst steht immer der Falk.

vor. 4) Daß die Namen der Witterungen männlich sind, ist eine ziemlich unnütze allgemeine Regel, da zum allerhöchsten 10 Exempel dafür, und wenigstens 3 dagegen sind; indessen ist der Hr. Prof. nicht der erste Erfinder davon. 5) Von den Krankheiten ist keine einzige Ausnahme angeführt, nicht einmal das Fieber. 6) In den Ausnahmen der mit Ge anfangenden Wörter vermisse ich der Gehülfe und die Gewähr, ob ich gleich deshalb kein Wörterbuch durchgegangen bin, imgleichen die Anzeige, daß die in heit und keit weiblich bleiben, wenn sie gleich mit Ge anfangen. 7) Ballast wird als eine Ausnahme von der Hauptregel der zusammengesetzten Wörter angeführt, grade als wenn es schon ausgemacht wäre, daß es von Last zusammengesetzt sei. 8) Recht spaßhaft heißt es mit Gottscheden, daß die auf at ungewiß sind. Giebt es denn auch nur ein einziges ursprünglich Deutsches Wort in at, welches ein Neutrum wäre, und warum sollen die fremden Wörter in der Regel, und die einheimischen alle in den Ausnahmen stehen? Das Wort Drat muß wol in dem Wörterbuche des Herrn Professors gefehlt haben, weil er es nicht mit angeführt hat. Oder sagt er vielleicht das Drat? 9) die Haspel muß wol besser der Haspel heißen. 10) In ent giebt es gewiß mehr fremde männliche Wörter, als Accent und Recipient. 11) Viele zum Theil wirklich zweifelhafte Wörter finde ich in den Verzeichnissen des Hrn. Professors nicht, ob er sie gleich in seinem Wörterbuche gewiß

wiß gefunden hat, z. B. Dunst, Rauch, Schaft, Glimpf. 12) Nichts ist unbestimmter, als die Regel, daß fremde Wörter eben das Geschlecht behalten, welches sie in der Ursprache haben. Konnte der Hr. Prof. so reden, da er selbst kurz vorher das Rectorat, das Canonicat gesagt hatte?

Der dritte Vorzug ist die Lehre, den Plural der substantiven Nennwörter zu machen. Vorläufig merket der Hr. Prof. an, daß das geübte Ohr dieses beurtheilen, und daß man in zweifelhaften Fällen seine Zuflucht zum Gottsched nehmen müsse. Das Ohr bestimmt nun wol eigentlich hierinn nichts, sondern bloß die Erinnerung an den Gebrauch guter Schriftsteller oder richtig redender Leute. Übrigens sind die Regeln des Hrn. Prof. ziemlich vollständig und gut, doch so, daß man sie aus dem Hempel noch vermehren kann. Um noch etwas von den Regeln der Deklination zu sagen, so ist es wol eine offenbare Übereilung, wenn gesagt wird, daß diejenigen, die im Plural en haben, sich auch im Genitiv so endigen. Sagt der Hr. Prof. des Thronen, des Augen ꝛc.?

Was der Hr. Prof. von der Veränderung der Beiwörter angemerkt hat, rechnet er seiner Grammatik für den vierten Vorzug an. Ich habe nichts gefunden, was nicht jeder Schüler im Gottsched eben so gut finden kann. Einen Fehler aber finde ich, den Gottsched nicht begangen hat. Das n (nicht en, wie da steht) des Plurals, meinet der Hr. Prof., fiele in dem eingeschlossenen Adjektiv,

tiv, wie er es nennt, oft weg. Er führt die Exempel an diese meine Kinder und großmüthige Leute; allein in dem letzten Falle ist ja das Adjektivum nicht eingeschlossen, und im ersten Beispiele steht kein Nomen sondern ein Pronomen adjektivum, welches niemals ein n hat, außer wenn es zum Substantivo wird (die **Meinen**, wofür man doch jetzt lieber die **Meinigen** sagt). Bei den zählenden Beiwörtern ist die Anmerkung entweder unnütz oder unrichtig, daß sie, wenn sie ohne Substantiv stehen, außer dem Dativ unveränderlich wären; unnütz — denn alle Substantiva, die im Plural verändert werden, werden es nur im Dativ; unrichtig — denn so gut man die hunderte, die tausende sagen kann, wie der Hr. Prof. selbst zugesteht, so gut kann man auch sagen: **wo sind aber die neune? Er streckt alle Viere von sich.**

Der fünfte und letzte Vorzug der Etymologie ist der erste Anhang, in welchem die neutralen (oder, wie der Hr. Prof. sagt, **neutralischen**) Zeitwörter, welche im Perfekt **bin** haben, mit den übrigen unregelmäßigen durch einander geworfen sind, weil sie, wie er meint, alsdenn leichter aufgeschlagen werden können. Sub littera A hat der Hr. Prof. diesem Verzeichnisse einen sehr magern Unterricht von der Sylbe ge vorgesetzt, und alsdenn folgt sub littera B das Verzeichniß selbst. Bei den eingemischten regelmäßigen Neutris habe ich wenig zu erinnern, außer daß Hr. Prof. B. bei begegnen setzt: **ich bin, ich habe begegnet. Ich habe** hätte hier weglei-

ben können; vielleicht auch bei **straucheln**. Von stutzen habe ich schon *) erklärt, daß ich gestutzt haben für besser halte, als gestutzt sein. Bei den eigentlichen unregelmäßigen Wörtern hätte ich mehr anzumerken; ich will mich aber kurz fassen. Einige vorangeschickte allgemeine Anmerkungen würden sehr dienlich gewesen sein. Wenigstens hätte alsdenn das oft wiederholte **Man sagt auch** (z. B. Man sagt auch, **du betriegst = = fliegst = = fliehst = = fließest = = gelang = = lügst** rc.) wegbleiben können. Bei der jetzigen Einrichtung hätte es noch weit öfter vorkommen müssen. Denn ob der Hr. Prof. gleich einige Gottschedische Grillen, z. E. daß der Imperativus durchaus, sowol als die zweite und dritte Person des Präsens, einsylbig sein **müsse**, oft vermieden, und sie also im Allgemeinen nicht gebilligt hat, so hat er ihnen doch noch hin und wieder zu viel nachgegeben. So schreibt er noch **befleiß dich** für **befleiße dich**, **beutst**, **beuth**, **glomm**, **klomm**, **schnie** rc. Von **biegen** macht er **bog**, **ich habe gebogen**, setzt aber hinzu, alsdenn sei es „neutralisch, und „das activische **beugen** gehe regelmäßig." Wie falsch ist das? Das Neutrum **biegen** ist außer der Redensart **biegen oder brechen** kaum noch gebräuchlich; und **wer würde** wol sagen: **Das Eis hat gebogen**. Vielleicht hatte der Herr Professor das reciproke **sich biegen** in Gedanken. Was meine Meinung sei, habe ich an dem Orte, wo man es zu suchen berechtigt ist, gesagt. Bei **ich**

*) Sprachlehre Etymol. N. 71.

erwog steht auch ich erwägte, welches ich nicht kenne, hingegen bei pflog für ich war gewohnt*) stehts nicht pflegte, so gewöhnlich es auch ist. Bei bewog steht 'bewegte ist auch recht.' Wie unbestimmt. In fichst und flichst ist nach dem ch das t aus einer mir unbekannten Ursache weggelassen. Bei essen fehlt der Imperativus iß, der doch unregelmäßig ist. Die Rechtschreibung muß nirgends genauer sein, als in den unregelmäßigen Zeitwörtern. Hier ist sie es nicht. Man findet ich buck, ich erschrack, ich genaß, für buk, erschrak, genas.

Der Herr Professor entschuldigt die Kürze seines Syntaxes mit der darinn durch Prüfung erkannten Vollständigkeit. An der Vollständigkeit zweifle ich nicht; aber hin und wieder ist er mir noch zu vollständig. Wozu S. 62. die Regel, daß der Artikel mit dem Substantivo im gleichen Geschlechte, Numero und Kasu stehe? S. 63. daß das Adjektivum nach dem Artikel stehe? Was ich ich sonst bemerkt habe, ist nicht eben wichtig. Von der Präposition um wird gesagt, daß sie den Dativus und Ackusativus regiere, die angeführten Exempel sind aber beide mit dem Ackusativus. Gottsched hat sie standhaft ganz ausgelassen, ob ihn gleich Herr Heinze **) mit Recht darüber getadelt hat. Der Herr Professor irrt aber, wenn er glaubt, daß es Exempel vom Dativus

*) Gottsched sagt pflag, und so der Herr von Hagedorn und einige andere Schriftsteller.

**) S. 168.

tivus gebe, so wie Herr Heinze irrt, wenn er behauptet, daß es ziemlich abkomme. Wem sind z. E. folgende Verbindungen unbekannt: **ums Leben bringen, um etwas wetten, um etwas bitten, Ansons Reise um die Welt?** vieler andern zu geschweigen. **Leider dessen, geschweige dessen, es ekelt mich dieses Dinges** kenne ich gar nicht, und **Todes verbleichen** nebst einigen ähnlichen möchte ich lieber für veraltet erklären. Von heißen und einigen andern Wörtern sagt der Herr Professor, daß sie auch denjenigen Gegenstand, der nach der Analogie den Dativus zu erfordern schien, im Ackusativus bei sich haben. Allein es gehörten nähere Bestimmungen dazu, z. E. die, welche ich in meiner Sprachlehre hinzugesetzt habe, daß der Ackusativus der Sache bei heißen immer nur ein Pronomen sei. Bei dieser Gelegenheit eine Anmerkung! In unsern gewöhnlichen Bibeln steht 2 Sam. 16, 11: **der Herr hats ihm geheißen.** Welcher Ballhorn mag das so geändert haben? In der alten Bibel, die ich neulich angeführt habe, steht deutlich jn. Eben diese Veränderung ist Jos. 6, 26. 1 Kön. 16, 34 bei dem Worte kosten gemacht worden. Unter den unpersönlichen Zeitwörtern finde ich eine Redensart, die ich in der Ordnung, wie sie da steht, noch nicht gehört habe: "**es verlangt die Aeltern nach mir.**" **Einem Menschen rufen** ist veraltet, und nur Gelehrte von dem Schrot und Korn des Hrn. Kanzleirath Johann Hinrich Westphalen zu Tön-

ningen *) können zwischen ich rufe dir und ich rufe dich einen Unterschied festzusetzen suchen. Doch was sage ich? Der Herr Prof. findet auch einen Unterscheid. Und welchen? „Man gebraucht „jenes, wenn die Sache, die ihm zugerufen wird, „dabey steht, oder darunter verstanden werden „muß." Ich Unglücklicher, der ich mir kein Beispiel zu dieser vortreflichen Regel denken kann! Der Abschnitt vom Gebrauche der Verben ist im Syntax der schlechteste. Zuweilen ist es gar Undeutsch, was der Herr Professor lehrt. Wer sagt z. B. "ich will ihm ein Mittel zeigen, daß er „(oder womit er) zufrieden sei"? Daß wenn und obgleich oft ausgelassen werden, gehört nicht unter diesen Abschnitt, und überdem wird nur ob, aber nicht das ganze obgleich weggelassen. Der Abschnitt vom Vorsatze, Nachsatze, Anhang und Einschiebsel ist ohne Wiederspruch gut. In der Nachlese von der Wortfügung billigt der Hr. Prof. vier Pfunde, dreizehn Lothe, worinn ihm wol wenige beistimmen werden **). Für wel-

*) Seine hieher gehörige Anmerkung steht in den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, wenn ich nicht irre, vom Jahr 1765. Gottsched sagt nur ich rufe dir. Man sehe ihn S. 457, und eine wunderliche Anmerkung dazu S. 461. Hr. Heinze hat sich S. 180 und 181 nicht deutlich genug erklärt. Von des sel. Wippels richtigerer Unterscheidung, die Hempel S. 829 ff. der Länge nach eingerückt hat, der ich aber gleich, wol nicht beitreten kann, rede ich zu einer andern Zeit.

**) Man vergleiche Hrn. Heinze. S. 178.

welcher, welche, welches wird seiner Meinung nach in allen Endungen oft so gesetzt. Wo sind die Exempel vom Genitivus und Dativus? Gute Schriftsteller brauchen überhaupt so als ein Pronomen beinahe gar nicht *). Herr Ramler meint an dem Orte, den ich in der Beilage zum vorigen Briefe angeführt habe, man brauche zu den zwei so, die wir schon hätten, nicht noch ein drittes hinzufügen; allein eigentlich ist hier wol nicht vom Hinzufügen, sondern vom Auswerfen die Rede. So gut wir drei das haben, könnten wir auch drei so haben. Wir haben noch mehr. **Du kannst deinen Fuß, und ich dein Herz nicht bewegen** ist zwar etwas sonderbar geredet, allein nicht deswegen, weil **bewegen** nicht beidemal einerlei bedeutet, ist es verwerflich. Alle Sprachen haben solche Redensarten, in welchen ein Wort zweierlei bedeuten kann, wenn man es ἀπὸ κοινοῦ — ich bedaure, daß ich kein Deutsches Kunstwort habe — einmal ergänzen muß. Die **Lehre von der Ordnung der Wörter** ist nicht fehlerhaft, aber doch ziemlich unvollständig. **Vom Unterschiede eines Satzes und einer Periode** handelt nur ein einziger Paragraph; ich würde jedoch lieber den Unterschied eines Satzes und eines einfachen, als eines zusammengesetzten Perioden, gezeigt haben. Nun folgen 11 Anmerkungen **vom Wohllaute**, von denen zwar einige mehr in die Rhetorik gehören, (z. B. daß man weitläuftige Perioden nicht müsse häufig auf einander fol-

*) Von so handelt Hr. Heinze S. 121 — 123.

gen lassen,) die aber sonst ganz brauchbar sind. Folgende: „am Ende eines Perioden" — im Vorigen sagt der Hr. Prof. immer eine Periode — „schicken sich weder (— —) noch (— — —) „noch (— — v) noch (— v —) sondern (v v —) „und (— v — v) und (— v v — v)," schmeckt sehr nach der alten Methode, einem Dinge, welches dem Hrn. Prof. jetzt so verhaßt und lächerlich ist.

Den Abschnitt von den Unterscheidungszeichen übergehe ich, weil er in die Sprachlehre gar nicht gehört. Ich wundere mich, daß der Hr. Prof. seiner Regeln ohnerachtet, die sehr vernünftig sind, zuweilen selbst schlecht interpungirt. Weil einige die Lehre von der Interpunktion in meiner Sprachlehre gesucht haben, so bin ich Willens, davon bei Gelegenheit in einer besondern Schrift zu handeln, weil ich mich unmöglich entschließen kann, dieser Lehre in der Grammatik einen Platz einzuräumen.

Von den andern orthographischen und einigen gleich darauf folgenden lexicalischen Anmerkungen will ich auch nichts sagen, weil sie nur kurz sind.

Nun sind noch die grammaticalischen Ausgaben übrig, deren Aufschriften ich kürzlich hersetze. 1) Vom Subjecte und Prädicate. Es sind Exempel, worinn man das Subjekt und Prädikat aufsuchen lassen kann. Die beigefügten Anmerkungen hätten methodisch besser schon im Buche selbst beigebracht werden können. 2) Von

dem

dem grammaticalischen Unterschiede der Wörter. Es sind ein paar Seiten aus dem Bossuet und ein Stück aus einer Rede mit Zahlen beziefert, um die Redetheile gehörig zu unterscheiden. Ich gestehe es, daß ich, wenn ich ja Zahlen dazu gebrauchen wollte, — denn Buchstaben scheinen mir zweckmäßiger — sie doch etwas anders einrichten würde. Die Partikeln würde ich z. E. unterscheiden, da der Hr. Prof. nur die einzige Zahl 8 zu ihrer Bezeichnung gebraucht, und wenn ich mit ihm den zweiten Theil des Verbi unterschiede, den er mit 66 bezeichnet, so würde ich auch den dritten noch unterscheiden, gesetzt daß ich ihn auch mit der geheimnißvollen Zahl 666 bezeichnen sollte. Viele Wörter hat der Hr. Prof. zur übung ohne Zahl gelassen; allein die Zahl 4 kömmt gar nicht vor, denn das angeführte Beispiel enthält kein Participium. 3) Von den Veränderungen der Nennwörter. Es werden Wörter zu dekliniren, und kurze Formeln, in welchen gegen die Geschlechtsregeln gesündigt wird, zu verbessern gegeben. Die letzte übung ist in der That sehr nützlich. Noch folgen Aufgaben die Komparation der Adjektiven betreffend. Ich thue es gern muß man freilich, nach dem, was ich im vorigen Briefe angemerkt habe, wegstreichen. 4) Von der übung in den Conjugationen. Hier stehen Aufgaben, aktive und neutrale Redensarten in passive zu verwandeln, und umgekehrt. 5) Von den participialischen Redensarten. Man kann bald dergleichen machen, bald

sie

sie auflösen, bald durch eine richtigere Ordnung die Zweideutigkeit, die sonst entstehen könnte, vermeiden. 6) Von der Übereinstimmung des Subjects und des Zeitwortes. Einige in Ansehung der Person des Zeitworts fehlerhafte Aufgaben zum Ausbessern. 7) Von der Veränderung durch verschiedene Casus. 8) Aufgaben zur Verbesserung der Barbarismen und Fehler. 9) Übungen in der erzählenden und beziehenden Schreibart. 10) Übungen von dem Verhältnisse der Sätze und Perioden. Das gehört wol eigentlich in die Rhetorik. Der Hr. Prof. ist sehr umständlich darinn. 11) Übungen in der Wahl der Unterscheidungszeichen. Das die Übung gut sei, ist außer Streit; daß sie aber grammatisch sei, habe ich schon oben geleugnet.

Wie freue ich mich, daß ich mit Lobsprüchen enden kann, wo ich mit Tadel angefangen habe! Die Übungen die Herr Prof. Basedow vorschreibt, sind gröstentheils gut, und verdienten mit ganz wenigen Zusätzen und Verbesserungen besonders abgedruckt zu werden. Sie sind das einzige Stück im ganzen Buche, welches mir wirklich nützlich gewesen ist, und um ihrentwillen allein verdient der Herr Professor den Namen eines nützlichen Sprachlehrers.

Fünf=

Fünfter Brief.

Es hat lange gedauert, ehe man daran gedacht hat, die Deutsche Sprachlehre in Schulen zu treiben, und nachdem man endlich den Anfang damit gemacht hat: so hat es doch sehr bald verschiedene Parteien gegeben, die über die Einrichtung der Lehrart mit einander in Streit gerathen sind. Einige wollen, daß die Erlernung der Lateinischen und Griechischen Sprache durch die Erlernung der Deutschen erleichtert werde. Andere verlangen, daß eine von jenen vorangehen solle. Ich bin mehr für die erste Partei. Es müßte schlecht sein, daß ein geborner Deutscher, der täglich Deutsch redet und Deutsch schreibt, nicht nach und nach sich gewöhnen könnte, durch Abstrahiren einige allgemeine Anmerkungen oder Regeln zu machen. In der That kann das ein ziemlich junges Kind, wenn man sich nur einigermaßen herunterlassen kann, ihm zu helfen. Nun wird es aber solche Anmerkungen ohne Kunstwörter nicht lernen können. Man muß ihm also die nöthigsten davon beibringen, und so wird ein ziemlich junger Mensch seine Sprache bald grammatisch beurtheilen können. Man führe ihn darauf zu andern Sprachen. Da er einmal eine Sprachlehre versteht, so wird man ihm ganz kurz den grammatischen Unterschied der fremden Sprache von der bereits bekannten zeigen können, und er wird

verstehen, was man sagen will. Ich berufe mich auf die Erfahrung, daß es bei der gewöhnlichen Methode, da man zuerst fremde Sprachen gramatisch lernt, nicht so ist. Wie kann man also leugnen, daß die Erlernung der Deutschen Sprachlehre die Erlernung fremder Sprachen erleichtere? Ich habe mich gefreut, in Hrn. Prof. Reichards **Historie der deutschen Sprachkunst** S. 63. ff. aus einem 1609 zu Weymar erschienenen Methodenbuche, welches den damaligen Superintendenten, **Johann Kromayer**, zum Verfasser hat, eine lange Anmerkung angeführt zu finden, worinn so viel gesunde und richtige Urtheile vorkommen, daß ich mich nicht genug darüber wundern kann. Er behauptet ausdrücklich, daß die Deutsche Grammatik vor der Lateinischen müsse getrieben werden, und dazu schlägt er folgende Lehrart vor, daß ein Abschnitt derselben erst erklärt und oft gelesen, und hernach so gleich bei Gelegenheit des bekanntesten Buches der Bibel zur Anwendung geschritten werde. Ich weiß wol, daß Quinktilian *) glaubt, daß die Griechische Sprachlehre besser vor der Römischen erlernt werde, und ich kann mir leicht vorstellen, daß manche sich darauf berufen werden; allein Quinktilian verbindet nach alter Art mit dem Worte Grammatik einen so weiten Begriff, daß er bei denen, welche sie lernen wollen, offenbar die Kenntniß der Sprache selbst schon voraussetzt. Nun war es freilich gleich viel, ob jemand die Lateinische oder Grie-

*) Institut. Orat. Lib. I. Cap. 4.

Griechische Grammatik (d. i. die Erklärungskunst) eher lernte, ja es war besser, daß er mit der Griechischen den Anfang machte, weil alsdenn bei einheimischen Schriftstellern wenig unbekanntes mehr vorkam. Die Griechische und Lateinische Sprache standen überdem in einem ganz andern Verhältnisse, als worinn die Deutsche mit irgend einer andern steht. Also läst sich von der Römischen Art des Unterrichts, nicht auf die Einrichtung des Deutschen schließen.

Was mich betrift, so habe ich folgende Lehrart für öffentliche Schulen am bequemsten gefunden: Man macht den Anfang mit dem richtigen Lesen, und lehret dabei die Orthoepie praktisch. Nachdem man einige Zeit so zugebracht hat, wird man sie auch theoretisch einmal vortragen können. Hier zeigt sich nun die Nothwendigkeit grammatischer Kunstwörter bald, und man erregt bei einem jungen Menschen den Wunsch, etwas von der Etymologie zu hören. Darauf geht man zum Schreiben über. Man spreche aufs genaueste nach der gegebnen Anweisung, man zeige aber im Verbessern beständig, daß man mehr können müsse, als hören, um durchgehends richtig zu schreiben. Weil was geschrieben ist, nicht wieder vergeht (Littera scripta manet), so thut man wol, wenn man die in einem Aufsatze begangenen Fehler zählt. Es zeigt gewissermassen an, um wie viel Schritte jemand noch von der Vollkommenheit entfernt sei. Die nächste übung könnte etwa sein, daß man in gedruckten Bogen die orthogra-

thographischen Fehler verbessern ließe. Wie mancher Buchhändler könnte sich dadurch ein Verdienst machen, daß er Schriften, die ihm in Menge auf dem Halse liegen, bogenweise den öffentlichen Schulen schenkte! Der Lehrer würde alsdenn ein Wort nach dem andern durchgehen, und hören, wer etwas darinn zu verbessern hätte. Nach einiger Zeit würde er selten Anmerkungen zum Nutzen des ganzen Haufens machen dürfen. Bei einem jeden Worte würden wenigstens einige die rechte Verbesserung getroffen haben. Nun wäre es Zeit, auch die theoretische Rechtschreibung vorzunehmen. Man schreitet also zum zweiten Theil der Sprachlehre, und hier entdeckt man die Nothwendigkeit des dritten, und zum Theil des vierten Theils, noch mehr. Will man noch eine übung hinzuthun, so spreche man oft unrichtig aus, und gewöhne seine Schüler, es demohnerachtet richtig zu schreiben. Zum dritten Theil (der Etymologie) ist keine weitere Vorbereitung nöthig. Man nimmt sie stückweise vor, und stückweise sucht man das Gelernte hernach bei Stellen aus guten Schriftstellern anzubringen. Mit dem Syntax und der Prosodie verfährt man eben so, und wenn man sich mit klassischen Schriftstellern genug beschäftigt hat, so geht man nach und nach zu fehlerhaftern. Den Anfang könnte man von Schriftstellern voller veralteten Beugungen und Wortfügungen machen, und hiezu würde ich vornehmlich die Lutherische Bibel vorschlagen. Alle würden freilich damit nicht zu-

frieden

frieden sein, oder es wol gar für eine Art von Religionsspötterei ausschreien; allein ich bin versichert, daß dergleichen Bemühungen selbst der Ausbreitung gesunder Begriffe von der Religion nicht unzuträglich sein würden. Gottes Wort muß nothwendig verständlich mehr wirken, als wenn es unverständlich ist. Viele Stellen werden bloß wegen der seitdem veränderten Art zu reden nicht verstanden. Was aber noch mehr ist, viele glauben, in veraltetem Deutsch reden sei mit erbaulich reden einerlei. Was ist nöthiger, als diesem Irrthum entgegenzuarbeiten? Was veraltet ist, ist nicht immer falsch, man muß also auch solche neuere Schriften hinzuthun, in welchen man viele Fehler gegen die Sprache antrift. Je besser diese Schriften übrigens in Ansehung der Schreibart und des Inhalts sind, desto vortheilhafter ist es. Doch wird es nöthig sein, gute und schlechte Schriftsteller (in grammatischem Verstande) mit einander abwechseln zu lassen, damit man aus jenen die Versehen dieser desto leichter für falsch erklären könne. Noch besser wäre es, wenn man ein Buch hätte, in welchem durchgehends nicht allein grammatisch richtiges Deutsch wäre, sondern auch alle oder die meisten schweren Fälle vorkämen. Das letzte erforderte eine eigene Arbeit, und auch das erste ist so selten, daß ich kein Buch von Wichtigkeit anzugeben weiß, welches ganz grammatisch rein wäre. Lessing ist wol unstreitig derjenige Deutsche Schriftsteller, der der grammatischen Reinigkeit am

Bayerische
Staatsbibliothek
München

nächsten kömmt; allein in allen Stücken ist er doch nicht Muster (z. E. wenn er geschmeichelt werden sagt). Wollen wir uns aber mit Schriftstellern begnügen, die gröstentheils (vornehmlich in der Etymologie und dem Syntaxe, als den beiden vornehmsten Theilen der Grammatik) recht schreiben, so kann man vielleicht mehr als funfzig nahmhaft machen, unter denen freilich eigentliche Theologen, Juristen und Arzneigelehrte wenig, sogenannte schöne Geister aber desto mehr sind. Die Philosophen hätte ich beinahe vergessen. Was mich betrift, ob ich mir gleich, wie Sie wissen, über philosophische Schriften nicht leicht ein Urtheil anmaße, so scheint mir doch Hr. Professor Basedow der Philosoph zu sein, der das richtigste Deutsch schreibt. Wir haben mehrere; allein mich dünkt immer, daß Hr. Basedow vor allen den Vorzug behält.

Die übung in den nothwendigsten Theilen der Redekunst und in der guten Deutschen Schreibart überhaupt, wird am besten mit dem Unterrichte in der Sprachlehre, so viel möglich ist, gleich verbunden. Man übt seine Untergebenen, kurze Aufsätze zu machen, und verbessert sie nach den Regeln der Grammatik und Rhetorik zugleich. Das Gebiet dieser beiden Künste kreuzt ohnehin so bunt durch einander, daß der Reisende oft selbst nicht weiß, in welches Herrn Lande er sich befinde. Nehmen Sie z. E. die Lehre vom Wollaute. Wer kann hier allemal genau angeben, was zur Grammatik und was zur Rhetorik

gehört,

gehört. Der grammatische Wollaut betrift gemeiniglich einzelne Wörter, und der rhetorische mehrere; allein oft findet das Ohr in einzelnen Wörtern einen Mißklang, die gleichwol die Grammatik billigt. Der umgekehrte Fall hat nicht statt; denn niemals billigt der rhetorische Wollaut das, was der grammatische schon verworfen hat.

Sechster Brief.

Soll man in Deutschen Schulen Deutsche Schriftsteller erklären, wie man in den Lateinischen Lateinische erklärt hat? Mich wundert, daß man diese Frage nicht schon längst aufgeworfen hat. — Deutsche Schriften einem Deutschen? möchten viele sagen. Ich würde ohne zu erröthen ihre Frage als Antwort wiederholen.

Geographische, historische, antiquarische Erläuterungen, und wie sie weiter heißen, lassen sich unstreitig bei einem Schriftsteller in der Muttersprache eher anbringen, als bei einem in der fremden. Wer ist, was that Marcell? Diese Frage *) werden tausend bei einem Deutschen Schriftsteller thun, der des Marcell erwähnt, ehe sie bei einem Lateinischen nur hunderten einfällt. Warum? Bei dem letzten haben die meisten so

*) S. die Klotzische Bibliothek. St. 4. S. 177.

viel andere Dinge zu fragen, daß es kein Wunder ist, wenn sie mehr an den Sinn, als an die Erklärung denken. Im Deutschen ist der Sinn leicht, aber desto mehr Zeit behält man, sich um die Erklärung zu bekümmern. Oft ist diese nicht leicht, und wenn nicht bald unter uns eine Art von exegetischer Tradition entsteht, so genade Gott den künftigen Lesern der Schriften unsers Jahrhunderts. Ich will nur ein paar Beispiele anführen. Unter Krügers Träumen schließt sich der eine ohngefär so: o Schade, o großer Schade! Jetzt weiß unter hunderten kaum einer, daß Schade sich hier auf den Namen eines ehrlichen Mannes bezieht, der von Altona aus, wo ich mich recht erinnere, alle die, welche Belieben dazu fanden, in Kontribution setzte. Krüger war auch durch ihn um einen Dukaten gekommen, und dafür wollte er sich durch diese Zweideutigkeit in dem Traume einigermaßen rächen. Der Hr. von Hagedorn hat seinen Gedichten selbst Anmerkungen beigefügt, die ich nicht durchgängig für unentbehrlich halten kann; allein es werden noch immer Stellen übrig bleiben, deren Schönheit vielleicht die Nachwelt nur halb versteht. Wir verstehen jetzt sehr gut, was er sagen will, wenn es in dem Liede Mezendore heißt: Das Öchslein und das andre Thier läst sich als Bürger schauen. Werden aber unsere Nachkommen, die vermuthlich das altväterische Lied Ein Kind geborn zu Bethlehem nicht mehr singen, und also die Zeile das Öchslein und das Eselein, auf welche Hage-

Hagedorn offenbar anspielt, nicht mehr kennen werden, werden sie diese Stelle eben so witzig finden, als wir, wenn die Anspielung für sie verloren ist? Und der junge Mensch, wie viel wird dem nicht undeutlich sein, was er doch zu verstehen wünscht?

Was meinen Sie? Wäre es aus dieser Ursache nicht beinahe rathsam, von einigen Deutschen Schriftstellern eigene Schulausgaben zu veranstalten? Gellerts Fabeln, dünkt mich, hätten dazu das nächste Recht, und ich glaube, man könnte sein Bildniß sicher davor drucken lassen, ohne daß es Nasenstüber *) würde auszustehen haben. Nichts müste unerklärt, und kein Fehler gegen die Sprache unbemerkt bleiben — Sie wissen, daß ich dergleichen im Gellert finde —. Schönheiten müsten gezeigt, und auch Fehler in Absicht des Inhalts (der Art zu erzählen, der Einmischung gewisser Umstände, des Zusammenhangs der Moral mit der Fabel rc.) müste man nicht vorbeigehen. Ein leichters Mittel, den Geschmack in öffentlichen Schulen früh zu bilden, weiß ich nicht.

Lassen Sie uns den Fall setzen, daß eine solche Ausgabe vom Gellert wirklich da wäre. Wie würde man nun den Unterricht anzustellen haben? Nothwendig müste er nach den verschiedenen Fähigkeiten der Lehrlinge eingerichtet werden. Wenn

*) Man sehe des Hrn. Hofrath Kästners Vorlesungen, in der deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehalten (1768). S. 79. ff.

ich Ihnen aber jetzt eine Probe von Schulvorlesungen über eine Gellertsche Fabel gebe, so kann ich eine solche Verschiedenheit nicht vor Augen haben. Sie werden also Anmerkungen von sehr verschiedener Art finden, von denen einige sich mehr für Anfänger, andre mehr für Geübtere schicken. Um mehr Rechtschreibungsfehler anmerken zu können, will ich den Text aus der Berlinischen Ausgabe von 1765 zum Grunde legen, und um meiner Muttersprache zuweilen ein kleines Lob beilegen zu können, will ich die Französische übersetzung des Hrn. Toussaint hin und wieder vergleichen. Die Fabel, die ich wähle, ist der Bauer und sein Sohn, die zwölfte im zweiten Theile.

Zuerst wird die Fabel gelesen, und man sieht zu, daß alles den Regeln sowol der Rechtsprechung, als der Deklamation gemäß sei, daß z. E. der junge Märker nicht gleich anfange ein juter dummer, und der Sachse nicht ain kuter tummer, daß man in gerannt ein doppeltes n, hingegen in nimmt (V. 17.) nur Ein m, und in fält oder vielmehr fällt (V. 27.) nur Ein l höre, daß mögt nicht wie möhcht, aber auch nicht völlig wie möhkt laute, daß aus grösser mit einem kurzen ö (V 16.) nicht größer mit einem langen ö, daß das b am Ende des Wortes Bub (V. 28.) nicht hart werde, daß man in dieß nur ein kurzes i hören lasse, daß man das e in gern nicht zu einem äh ausdehne ꝛc. Lauter orthoepische Anmerkungen, die man aber noch mit einigen andern von einer verschiednen Art vermehren muß. Oft ist

die

die falsche Rechtschreibung Schuld, daß man falsch lesen muß; allein man hat das Recht, sich an solche orthographische Fehler nicht zu kehren, sondern gleich recht zu lesen. Man sagt daher nicht gieng, giengen, fieng, (V. 5. 36. 41.) sondern ging, gingen, fing, nicht grosser (V. 9.) sondern großer, nicht erschrack (V. 28), sondern erschrak, nicht größer und vergrößert, (V. 42. 43.) sondern grösser, vergrössert. Ich würde noch die Wörter wohl und wiewohl hinzusetzen, (V. 34. 19.) in welchen ich das h ausstreiche, und das o kurz ausspreche.

Was Druckfehler betrift, wovon die Berlinische Ausgabe wimmelt, so werden diejenigen, welche die rechte Aussprache stören, am besten noch vor dem Herlesen verbessert. Dahin gehört würst (V. 21.) für wirst, an dem (V. 26.) für an den.

In Ansehung der Deklamation wird man sich bemühen, daß nicht allein die dastehenden Interpunktionen genau beobachtet, sondern auch an verschiedenen Orten, wo kein Komma steht, dennoch ein kleiner Ruhepunkt im Sprechen gemacht, und nach einem Komma länger eingehalten werde, als nach dem andern. So muß z. E. hinter im Gehn (V. 7.) und hinter zu seinem Unglück eine kurze Ruhe sein, ob sie gleich durch kein Komma angezeigt wird. Hingegen ist das Komma vor und nach zum Exempel (V. 18.) kaum zu merken, und nach erschrak (V. 28.) ist eine längere Pause, als nach fällt (V. 27.) Besonders

verhüte man den Fehler, daß nicht die Skansion der Deklamation nachtheilig sei, vornehmlich in Fällen, wo sie in Kollision kommen. So verlangt die Deklamation im neunten Verse den Abschnitt nach Unglück, die Skansion aber nach kam. Es ist schwer, den Nachdruck allezeit auf das rechte Wort zu legen, allein es ist desto nothwendiger. Wer z. E. im zweiten Verse auf Junker Hans einen grössern Nachdruck legt, als auf Reisen, und V. 24. auf richtig einen grössern, als auf überhaupt, der schadet seinem Dichter. Nirgends ist die rechte Setzung des Nachdruckes nöthiger, als bei Ausrufungen, und Fragen. So ist in der Zeile **wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär?** auf **wie** der Nachdruck der Frage. Hr. Toussaint hat daher auch richtig übersetzt: Comme disois-je qu'il etoit gros.

Allein, wenn nun eine Ausgabe schlecht interpungirt ist? Nun so muß man auch die Interpunktion vor dem Lesen verbessern. Ich will hier den Abdruck, den Hr. Prof. Ramler im ersten Bande seines Batteux von dieser Fabel geliefert hat, mit der Berlinischen Ausgabe vergleichen. Die letztere macht V. 3. hinter Gabe ein Komma, Hr. Prof. Ramler nicht, welches mir besser zu sein scheint. Denn ich mache mir folgende Regel: wenn der Infinitivus mit zu, der das Lateinische Gerundium in di ausdrückt, entweder allein steht, oder doch nur eine kleine Begleitung bei sich hat, so braucht man kein Komma davor zu setzen. So wie ich daher schreibe die

Gabe

Gabe zu lügen, so kann ich auch schreiben die Gabe recht dreist zu lügen. Der Ausdruck eine kleine Begleitung erfordert eine umständlichere Erläuterung, als ich hier geben kann: denn ich würde z. E. schreiben die Gabe, aus Haß zu lügen, weil ich aus Haß für eine große Begleitung halte, so wie recht dreist für eine kleine. Sobald das Komma nach Gabe wegfällt, kann es auch nach lügen nicht statt haben. Gleichwol finde ich es bei Hrn. Prof. Ramler. Im fünften Verse schließen beide Ausgaben kurz nach der vollbrachten Reise in Kommata ein. Ich sehe nicht, warum. Nach gerannt (V. 9.) und nach vernommen (V. 28.) setzt die Berlinische Ausgabe richtiger einen Punkt, als Hr. Pr. R. ein Kolon. Vor oder nicht (V. 11.) läst er das Komma weg, worinn ich ihm beitrete. Die Berlinische Ausgabe hat V. 10. hinter ich euchs (Hr. Ramler liest ichs euch) ein fehlerhaftes Komma. Hinter V. 20. setzt die Berlinische Ausgabe ein Kolon, Hr. Pr. Ramler richtiger ein Komma; denn nicht jedes sogenannte so apodoseos verlangt ein Komma vor sich. Hinter betrogen (V. 23.) würde ich lieber mit der Berlinischen Ausgabe ein Semikolon, als mit Hrn. Pr. Ramler ein Kolon setzen, wiewol daran, so wie auch daran, daß der Hr. Prof. vor dem folgenden Klaudatur ein Semikolon gesetzt hat, wenig liegt. V. 29. hat Hr. Prof. R. hinter Ach ein Ausrufungszeichen, die Berlinische Ausgabe ein Komma. Ich halte das letztere für recht, allein ich

würde das Zeichen zu Ende des Verses anbringen. Der Übersetzer sagt hier: Comme vous courez, mon pere, dit le fils! Ich würde lieber interpungiren: Comme vous courez, mon pere! dit le fils. Hinter Wie konnt' es anders sein (V. 37.) hat Hr. Prof. R. richtiger ein Fragezeichen, als die Berlinische Ausgabe einen Ausruf, und V. 42. hinter hätte besser ein Komma, als diese ein Kolon. V. 41. steht in der Berlinischen Ausgabe: Ja, Vater, fieng er an, bei Hr. Prof. R. aber: Hört, Vater! fieng er an. Beide Interpunktionen sind richtig, vorausgesetzt, daß in der leztern der Ausruf nicht um des Vokativs, sondern um des Imperativs willen, gesetzt ist. Für Friz! Friz! wie wird dies gehen! wie die Berlinische Ausgabe hat, schreibt Hr. Prof. R. richtiger: Friz, Friz, wie wird dies gehen! Wollte man hier für den Ausruf ein Fragezeichen setzen, so würde der Verstand ganz verändert werden. V. 45. würde ich vielleicht anstatt des Semikolons lieber ein Komma setzen. Am Ende desselben hat Hr. Prof. Ramler wieder ein unrichtiges Kolon. V. 47. schreibt er: Ach! Vater, spricht er, seyd kein Kind, und glaubt 2c. Die Berlinische Ausgabe hat: Ach Vater! spricht er 2c. Ich würde den Ausruf bis zu Ende des folgenden Verses verspart haben, wo jezt bei Hr. Prof Ramler richtiger ein Semikolon, als in der Berlinischen Ausgabe ein Kolon steht. Noch rechne ich das dieser Ausgabe für einen Fehler, daß sie durchgehends den Apostroph wegläst. Für

das

das Zeichen der abgebrochenen Rede (: : :) hat Hr. Prof Ramler den Querstrich (—) gesetzt, welchen ich lieber zu andern Verrichtungen möchte gespart wissen.

Wundern Sie sich nicht, wenn ich nun auf die Untersuchung der Richtigkeit der Reime komme. Sie stehen mit der Aussprache in gar zu genauer Verbindung. Viel ist hier indessen nicht zu merken. Der Reim fand und gerannt gefällt mir, weil ich in dem letztern ein doppeltes n ausspreche, eben so wenig als irrten und gürten. Indessen mag man vielleicht in Sachsen rannten wie kannten aussprechen, und dann verwandelte sich die Frage. Die 4 Zeilen (18. 20. 21. 22) mit sehn, gehn, sehn, gehn am Ende nehmen sich nicht gut aus. Hingegen gegen das Ende der Fabel reimt gehen, gesehen, gehen, ohne dem Wolklange Abbruch zu thun. Fährt und Pferd würde keinen Reim machen; nun aber (V. 15.) werth dazwischen steht, so geht es an. Sehr und wär (V. 29. 31.) reimt sich, obgleich das e in beiden verschieden ist. Redte und hätte (V. 41. 42.) reimt in meinen Ohren nicht, weil ich in dem ersten Worte das d hören lasse. Ich will doch nicht hoffen, daß Gellert es wie rette ausgesprochen hat, denn er hat es öfters gereimt. Geschwind und Rind (V. 45. 46) reimen wieder nicht, weil das d in geschwind (wenn man ja so sagen darf) weich bleiben muß, da es hingegen in Rind hart ist.

Ich komme auf die Skansion. Man kann hier, wenn man will, die Anwendung der Regeln von der Quantität zeigen; denn zu tadeln giebt es nichts, man müste denn bei dem einzigen neunundzwanzigsten Verse Gelegenheit dazu nehmen. Ach, sprach er wird als ein Amphibrachys gebraucht (v—v), da doch ach vielmehr lang sein, und sprach unbestimmt werden sollte. In ungebundener Rede spricht man wenigstens so. Allein die Poesie hat die Freiheit, die vor der unbestimmten Sylbe stehende lange in eine kurze zu verwandeln, so bald sie ein eigenes Wort ausmacht.

Auch gegen die Regeln des Wollauts pflegt Gellert selten zu verstoßen. V. 3. könnte man dennoch vielleicht guten Gabe in starken Gabe ändern. Diejenigen, welche in der Lateinischen Schule vom Hiatus gehört haben, und ihre Einsicht so gern im Deutschen anbringen, können über tausend Exempel vom Hiatus in Gellerts Schriften finden. Nur ist die Frage, ob denn jeder Hiatus im Deutschen das Ohr beleidige. Im Griechischen that er es nicht immer, und wenn ich erfahrnen Leuten glauben darf, die zu der Zeit, da sie ihre Grundsätze aufschrieben, ihr Gedächtniß nicht auf Reisen geschickt hatten, so thut er es im Deutschen auch nicht immer. So sagt Hr. Junker S. 710 seiner Nouveaux Principes de la Langue Allemande: „Wenn zwei „Selbstlauter zusammenkommen, so ist es nicht „immer ein Fehler; man spricht sie aus, ohne den „einen

„einen herauszustoßen *).“ Ich lese also hier die unverschämtste Weise, ja ich bin, wirst du eine Brücke, wie alle Hunde, hie und da ohne Anstoß.

Nachdem man mit dem, was zur Aussprache gehört, fertig ist, kann man den Inhalt der Fabel zu untersuchen anfangen. Man geht die Erzählung durch, und vergleicht hernach die Moral damit. Die Moral ist Gellerten zuweilen verunglückt. Auch hier ist es geschehen. Er lehrt, man solle mehr lügen, als ein Lügner gelogen hat, um ihn zu beschämen; davon redet aber die Fabel nicht. Der Vater beschämt den Sohn nicht wegen seines Lügens, sondern er jagt ihn durch seine Erdichtung in Furcht. Ohne Moral wäre die Fabel schöner gewesen, und in der That hat der Hr. Prof. Ramler, vermuthlich nicht ohne eine gute Absicht, die so schlecht passende Moral ganz weggelassen.

Wie gut die Erzählung selbst abgefaßt sei, läßt sich vielleicht bei einer Vergleichung mit der Französischen übersetzung am besten zeigen.

Auf

*) Man sehe auch Hrn. D. Arnoldts Anleitung zur Poesie der Deutschen. §. 63. Man könnte zwar Hr. Junkern den wichtigen Ausspruch in der Recension seiner Principes in dem Anhange zu dem ersten bis zwölften Bande der allgemeinen Bibliothek S. 937. entgegensetzen. „Der Zusam„menstoß zweyer Vokalen bleibt allerdings immer „fehlerhaft, und macht eine Elision;“ doch es wird sich erst künftig entwickeln, ob dieser Richter gültig sei. Man sehe mein Urtheil von ihm in der Vorrede zu diesem Theile.

Auf Reisen nahm.) Wie weitschweifig wird hier der Übersetzer? avoit pris avec lui, pour le suivre dans ses voyages.

Wiederkam.) Wann? Wohin? Das hat der Deutsche hinzuzusetzen vergessen, — weil es nicht nöthig war. Der Franzose ersetzt es: revint au village au bout de trois ans.

Trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe recht dreist zu lügen). Der Herr besaß, wie sichs gebührt, diese Gabe; allein es war zweifelhaft, ob sein Kerl ihn nicht noch überträfe. Das will der Deutsche sagen. Der Franzose sagt kürzer, aber auch schlechter: aussi sot et aussi menteur, que son maitre. Das *sot* gehört gar nicht zur Sache, und überdem heißt ein junger Deutscher, der aus Frankreich wiederkömmt, nicht sot, sondern fat *).

Fritz). Wer sieht nicht, daß dies der Name des gereisten Lackeien sei? Der Dichter bezeichnet oft seine Hauptperson erst einige Zeilen hernach genauer, wenn er gleich vorher schon von ihr gesprochen hat. So erfährt man vom Inkle erst, daß er ein Britte gewesen sei, nachdem man ihn schon als einen Reisenden und Gescheiterten hatte kennen lernen, und nachdem schon vorher das Vaterland seiner Gefährten angezeigt war. Man sieht gleich, wer gemeinet sei. Ich weiß daher nicht, warum der Übersetzer hinzufügt: c'est le nom du manant. Im Inkle verspart er die Benennung des Britten bis beinahe ans Ende, nach-

*) Man sehe die kurz vorher angeführten Kästnerischen Vorlesungen S. 101.

nachdem er ihn vorher schon einen Europäer genannt halte.

Ging : : : über Land.) Im Französischen ist das so gewässert: Frederic fit, de retour, sa premiere visite à son pere; et ce fut aussi avec son pere, qu'il fit le premier essai de sa hablerie. Comme ils se promenoient ensemble hors du Logis & cet.

Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand', log auf die unverschämtste Weise.) Ein bemerkungswürdiger Umstand! Er sann auf eine recht erzählungswürdige Lüge. Wie konnte der Übersetzer das auslassen?

Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.) Un chien passa. Wie kahl!

Der unverschämte Knabe.) Unverschämt war gleich vorher nur dagewesen. Der Übersetzer hat bloß Fréderic gesetzt, wodurch freilich jene Unbequemlichkeit vermieden ist.

So sag' ichs euch und jedem ins Gesicht.) die natürliche Sprache unverschämter Aufschneider, ehe noch jemand sich hat merken lassen, daß er an ihrer Erzählung zweifele. Der Übersetzer hat diese Zeile wieder übergangen, und den Ausdruck sehen desto sorgfältiger ausgemahlt. J'ai vû, sur mon honneur, j'ai vû, ce quis'appelle voir, vû de mes yeux comme je vous vois.

Bei : : : Haag, hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt.) Der Lügner stockt, weil er vergessen hatte bei sich auszumachen, welche Stadt er nennen wollte. Endlich nennt er den

Haag,

Haag, und setzt noch eine possierliche Bestimmung hinzu. Der übersetzer muß beides für keine Schönheit gehalten haben; denn er sagt bloß: en passant de Hollande en France.

Der : : : ja ich bin nicht ehrenwerth.) Er bricht die Konstruktion ab, um noch einmal die Wahrheit seiner Geschichte zu betheuren. Im Französischen sagt er bloß en verité, nachdem er schon vorher sur mon honneur gesagt hatte.

Als euer gröstes Pferd.) Weil doch etwas geändert sein muste, so sagt der übersetzer: plus gros, qu'un de vos plus grands Chevaux.

In der Antwort des Vaters folgt alles natürlich so auf einander, daß die Verwirrung des Sohns bei jedem Worte zunehmen muß. Im Französischen ist es nicht ganz so, und besonders vermisse ich die Einschaltung **denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig sein.** Qui est un pont bien singulier sagt das wenigstens gar nicht.

Und bricht sogleich das Bein.) Sogleich wünsche ich weg. Der übersetzer hat es auch weggelassen; aber einen andern Zusatz von eigner Erfindung dafür eingeschoben: *Au moins une jambe.* Also vielleicht gar den Kopf, oder das Genick? Gleichwol ist Fréderic im Folgenden nur immer seines Beins wegen in Sorgen.

Der Bub' erschrak.) Le gars eut peur. Sollte man es denken, daß hier der übersetzer folgenden unschicklichen Umstand eingeschaltet hat: Cependant le pere sans paroître y prendre

garde

garde, avançoit du côté du pont. Die Brücke war noch nicht zu sehen. Er setzte seinen Weg fort hätte es vielleicht heissen können; aber wozu auch das, da es sich schon von selbst versteht? Allein Hr. T. hat sich so in das Einschieben verliebt, daß er gleich darauf den Sohn sagen läst: Causons à l'aise: nous arriverons toujours assez tôt.

Wie euer großes Pferd.) Ich weiß nicht, ob Gellert mit Fleiß großes für gröstes gesagt hat, welches nach dem Sprachgebrauche vollkommen erlaubt ist, oder ob er, welches mir aber nicht wahrscheinlich vorkömmt, groß für geringer gehalten haben wolle, als gröstes. In dem letztern Falle hätte der übersetzer nicht schreiben dürfen: comme votre plus gros cheval.

Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr). Ein schöner Zug. Fritz will wieder sich selbst einen Grund angeben, warum er der Sache etwas zu viel gethan habe. Er war nicht so groß, als des Vaters Pferd, aber er hätte doch so groß sein können, wenn er älter gewesen wäre. Der übersetzer fügt ausdrücklich hinzu: jugez ce, qu'il seroit devenu.

Das wollt' ich wol beschwören, daß er so groß, als mancher Ochse war.) Das wol ist von einigem Nachdrucke. Er will es nicht grade zu beschwören, aber er würde sich dazu entschließen, wenn der Vater es verlangte. Es giebt kleine und große Ochsen. Daß er manchem an Grösse gleichkomme, will er nur beschwören. Nun höre

man, wie viel diese Stelle im Französischen verliert! Il n' étoit guere plus gros, qu' un Ane.

Der Vater des Franzosen plaudert gern, und daher antwortet er auch auf diese Einschränkung. C'est encore assez, dit le Pere, sans contredire.

Sie gingen noch ein gutes Stücke.) Im Französischen eilt der Vater, wovon im Deutschen kein Wort steht. Avançant à grands pas vers le pont.

Wie konnt' es anders sein? denn niemand bricht doch gern ein Bein. Er sah nunmehr die richterische Brücke, und fühlte schon den Beinbruch halb.) Alles dieses ist sehr natürlich, aber im Französischen steht kein Wort davon.

Viel grösser, als ein Kalb.) Justement de la taille d' un Veau. Ist das einerlei?

Fritz, Fritz, wie wird dirs gehen!) Gallica desunt. So wird einmal nach Jahrhunderten ein Herausgeber des Gellert schreiben.

Fritz hält ihn geschwind.) Frederic hält den Vater nicht, sondern er merkt, daß sein Bein schon knackt (im Deutschen fühlte er das schon oben), und fängt also wieder vom Hunde an. Der Vater fällt ihm in die Rede: eh laisse là ton chien. Eh non, non, antwortet Frederic, ne le laissons point, je ne voudrois pas tromper mon Pere. (Wie verschieden ist der deutsche Praler! Seid kein Kind, sagt er, grade als wenn er mehr seinen Vater der Leichtgläubigkeit, als sich der Lügenhaftigkeit beschuldigen wollte.) La vérité est, que ce Chien n' étoit gros, que - - - - (hier

fängt

fängt er erst an zu stocken, da er die Wahrheit bekennen will; im Deutschen stockte er, da er lügen sollte) comme - - - un autre chien.

Wir können es der Französischen Nation nicht genug verdanken, daß sie sich für so unendlich viel klüger hält, als uns. Wie viel Mühe würden wir ohne ihre übersetzungen haben, zu zeigen, daß unsre Schriftsteller nicht ohne Schönheiten sind! Und wenn sie so geschwätzig werden, indem sie aus dem Deutschen übersetzen, scheint das nicht beinahe ein Geständniß zu sein, daß unsere Sprache gedankenreicher sei?

In Ansehung der Rechtschreibung ist in dieser Fabel auch einiges zu bemerken. Manches ist schon oben angeführt. Trotz (V. 3) schreibt die Berlinische Ausgabe mit einem großen, Hr. R. mit einem kleinen Anfangsbuchstaben. Ursprünglich ist das Wort freilich ein Substantivum; allein dem Sprachgebrauche nach mehr eine Partikel. Unten mehr davon! Es wird also besser klein geschrieben.

Wiederkam (V. 4.) schreibt Hr. R. richtig als Ein Wort, die Berlinische Ausgabe als zwei.

Die Berlinische Ausgabe unterscheidet das ß und ß beinahe gar nicht, wol aber Hr. R.

In Haag läst die Berlinische Ausgabe fälschlich das eine a weg.

Beide schreiben größtes nach der gewöhnlichen Art. Ich ziehe gröstes vor, weil meiner Aussprache nach ßt in diesem Worte so viel als sst ist. Weil indessen die meisten außer der Zusam-

menziehung größestes und nicht grössestes sagen, so würden sie meinen eignen Regeln nach *) einen Fehler begehen, wenn sie bei dieser Aussprache gleichwol gröstes schreiben wollten: Mit läßt (V. 17.), welches unzusammengezogen unstreitig lässet heißt, ist es ein anders.

Sobald (V. 28.) würde ich als Ein Wort schreiben. Hr. R. und die Berlinische Ausgabe theilen es.

Dieß schreiben beide. Ich ziehe dies vor, welches auch verschiedene gute Schriftsteller so schreiben. Dis ist gegen die Abstammung, dieß aber läst sich durch die Abstammung nicht rechtfertigen. Es ist eben so, als wenn jemand von rathen schreiben wollte er rätht.

Untersuchungen die Wortforschung betreffend, lassen sich bei unserer Fabel in ziemlicher Menge anstellen.

Bauerknabe.) Sollte es nicht vielmehr Baurenknabe oder Bauernknabe heißen, wie man sagt Hirtenknabe? — Dergleichen Komposita werden vom Plural gemacht. Nun sagt man jetzt die Bauern (so sagt Hagedorn z. B. in dem Liede Mezendore, Popowitsch in den Unters. v. Meere, S. 420., auch Gellert selbst überschreibt eine Fabel die Bauern und der Amtmann,) oder die Bauren, (so steht in der Bibel Richt. 5, 7. und Gottsched läst den Horaz in seiner Dichtkunst S. 22. sagen: kein Kaufmann spricht wie Bauren). Folglich

*) Orthographie, N. 46.

sich : : : doch kein folglich, wo Gegengründe sind. In der Komposition wird die alte Endung oft behalten, und so geschieht es auch hier. Bauer sollte im Plural Bauer haben, und der gemeine Mann in Berlin sagt noch so. Nun kömt es auf den Gebrauch an, ob in einem zusammengesetzten Worte der erste Theil Bauern oder Bauer heißen müsse; denn die, welche mit Bauers anfangen, kommen vom Singular, und schließen dessen Bedeutung ein. Bei manchen ist es in der That schwer, eine Entscheidung zu geben. Ich ziehe z. B. Bauerngut, Bauernstolz und Bauerhof vor; andern mögen vielleicht lieber Bauergut, Bauerstolz, Bauernhof sagen *). Man merke an, daß einige, zu denen auch ich gehöre, den Käfich nicht der Bauer, sondern das Bauer nennen, welches anzunehmen ich nicht sowol durch Gottscheden, als durch den standhaften Gebrauch im Plattdeutschen bin bewogen worden. Man kan indessen hier anführen, daß Gellert der Bauer auch vom Käfich sage, S. 77. der vermischten Schriften in der Kritik über die Fabel die Lerche. Auch die verschiedene Deklination des Worts der Bauer, wenn es einen Landmann, und wenn es einen, der etwas baut, (z. B. ein Orgelbauer), bedeutet, kann hier beigebracht werden. Die streitige und zum Theil sonderbare Deklination des Worts Knabe verdient nicht weniger Aufmerksamkeit; und will man nun noch die Art, wie

*) Frisch sagt Bauergut und Stieler Bauernhof. Bauerstolz steht im Französischen Frisch.

Knabe hinten an andre Wörter gesetzt wird, erläutern, wozu man an Edelknabe, Waisenknabe, Schulknabe, Bettelknabe Gelegenheit finden wird, so kann die Erklärung des Worts Bauerknabe leicht so viel Zeit hinnehmen, als wenn in mancher Griechischen Klasse das Wort Διόσκουροι höchst gelehrt ausgelegt wird. Aber welche von beiden Bemühungen wird mehrern unmittelbaren Nutzen haben? Den Einwurf, daß Bauerknabe auch ohne den Gellert erläutert werden könne, beantworte ich nicht — er beantwortet sich selbst.

V. 9. Gerannt). Wir sagen gerennt, welches ich in meiner Sprachlehre angenommen habe, ob ich es gleich im Gellert niemals finde. Die übrigen Sprachlehrer entscheiden nichts.

V. 14. Hart an dem Weg). Hart für ganz nahe ist bei uns nicht gebräuchlich. Wir pflegen dicht dafür zu sagen. Wollte man einwenden, im Munde der Bauern ginge es an, so habe ich nichts dagegen Die Verbeißung des e an Weg ist nicht so erlaubt, als an Unglück V. 9. aber doch sehr gewöhnlich.

V. 18. Wunderdinge). Den Singular dieses Worts wird man schwerlich finden.

V. 19. Itzunder). Ich halte jetzt allein für gut, obgleich itzt beinahe gebräuchlicher ist, und auch unten V. 33. vorkömmt. Jetzo, jetzund, jetzunder, itzo rc. sind sämtlich schlecht. Der Bauer darf indessen das Wort wol gebrauchen.

V. 24.

V. 24. Nicht gar zu richtig). Der Ausdruck wird in der Sprache des Aberglaubens gebraucht, um anzuzeigen, daß es umgehe oder spüke u. d. g. Il y a de la magie, de la tromperie à cette affaire wird er in dem Straßburgischen Deutschen Wörterbuche von 1762 übersetzt. Anderswo habe ich ihn nicht gefunden. Es geht nicht mit rechten Dingen (d. i. nicht natürlich) zu, ist eine ähnliche Art zu reden, die ich nirgends gefunden habe.

V. 26. Denselben Tag). Den Tag wäre vielleicht besser.

V. 31). Wär). Die Verbeißung des e würde im Munde des Dichters selbst nicht zu billigen sein. Brockes sagt sehr oft wär.

V. 32. Dazu will viel gehören). Ein beinahe pleonastischer Gebrauch des Worts will, der mehr zu merken, als nachzuahmen ist.

V. 36. Ein gutes Stücke). Das e am Ende ist hier schlechterdings falsch, so wie es an Ochse (V. 35.) richtig ist.

V. 42. Auch was vergrössert hätte). Auch etwas sollte es eigentlich heißen.

V. 45.) Geschwind). Aus der Ursache, die ich in meiner Sprachlehre (Etym. N. 35.) angeführt habe, muß es geschwinde heißen.

Von den syntaktischen Fragen will ich nur zwei berühren. Trotz seinem Herrn heißt so gut, als sein Herr. So sagt Hagedorn: Trotz einer Elster schwatzt Ursin. In diesem Fall ist die Bedeutung offenbar adverbialisch, und der dabei-

stehende Kasus der Dativ. Es giebt aber auch ein Trotz, welches die Stelle einer Interjektion vertritt, und dieses hat eben denselben Kasus. So steht im Gesangbuche: Trotz dem alten Drachen! In der Deutschen Bibel kömmt es ein paarmal ohne Kasus vor. Nun ist noch die dritte Bedeutung übrig, da es die Stelle einer Präposition vertritt, und so viel als ohnerachtet bedeutet. In dieser Bedeutung bin ich in der That nicht gewiß, was es für einen Kasus nach sich habe. Wollte man bloß auf den Ursprung des Ausdrucks sehen, so müste es nothwendig der Dativus sein, z. E. wenn Gellert sagt *): „Der, Troß der „Scherpe, die er trug, Nicht weiser war, als der, „den er vernünftig schlug." Hier könnte man Trotz der Scherpe so verstehen: Der Schärpe zum Trotz. Allein wenn ich bedenke, daß der Schärpe auch der Genitivus sein kann, so bin ich geneigter es dafür anzunehmen, indem ich z. E. nicht gern sagen würde: trotz allen Einwendungen, trotz allem Bestreben, sondern trotz aller Einwendungen, trotz alles Bestrebens. So, dünkt mich, reden gute Schriftsteller, ob ich mich jetzt gleich nicht auf ein Beispiel besinnen kann. Aus Wielands Worten **): „Ein Traumgesicht „von jener Art, Die oft troß Skapulier und Bart „Sankt Franzens fette Seraphinen In schwüler

Sommer=

*) Lehrgedichte und Erzählungen. S. 49. in dem Stücke, der ungerathene Sohn.

**) S. Endymions Traum in den komischen Erzählungen.

„Sommernacht bedienen,“ kann man nichts für den Dativus schließen. Wenn mehr als ein Wort ohne Artikel nach einer Präposition stehet, so geht es wol an, daß alle Unterscheidung des Genitivs wegfalle. So würde man wenigstens in der Poesie sagen können: laut Brief und Handschrift, jenseits Grab und Zeit, wegen Kummer und Verdruß. Vielleicht gelingt es mir, bald eine Stelle auszuwittern *), — und ich denke, daß im Gellert mehr als Eine von dieser Art stehen muß, — die allen meinen Zweifeln ein Ende macht.

Siebenter Brief.

Sie haben mir dadurch eine neue Probe von der Schätzungswürdigkeit Ihrer Freundschaft gegeben, daß Sie so bald angefangen haben, mir Ihre Bemerkungen über meine Sprachlehre mitzutheilen, Ich bedaure nichts mehr, als daß es so wenig sind, und daß sie erst zu wissen verlangen, ob Sie damit fortfahren sollen. Sie wissen, daß ich die Wahrheit liebe, und aus welchem Munde könnte Sie mir angenehmer sein, als

*) Wenn man so lange mit einer ungedruckten Stelle zufrieden sein will, so kann ich aus dem Schreiben desjenigen Freundes, an welchen der folgende Brief gerichtet ist, gleich eine anführen. Er schreibt von der Plattdeutschen Sprache: „Bis jemand das Herz hat, sich derselben in Schriften, trotz aller dawiederherschenden Vorurtheile, zu bedienen.“

als aus dem Ihrigen? Lassen Sie mich daher bald die Fortsetzung lesen. Daß Sie nicht in allem Recht zu behalten verlangen, weiß ich von Ihnen, so wie Sie es von mir wissen.

Ich habe das ordentliche oder natürliche e scharf, und dasjenige, welches wie das Französische ei oder ai lautet, offen genannt *). In meiner Anmerkung habe ich hinzugesetzt, daß einige für scharf lieber **dunkel**, und für offen lieber **hell** sagen wollen. Sie sagen, die letztern Benennungen schienen Ihnen adäquater, doch so, daß man es vielmehr umkehren, und hell für scharf, dunkel aber für offen gebrauchen müste. Mich dünkt, bei Sprachlehren komme es beinahe mehr darauf an, was angenommen, als was adäquat ist. Die Franzosen nennen das e, welches wie ai lautet, e ouvert, das andre hingegen e fermé, welches im Pepliers, als der unstreitig bekanntesten Grammaire, das geschlossene oder scharfe übersetzt wird. Andre Sprachlehrer z. E. Restaut setzen noch das e très ouvert hinzu. Hier finden sie den Grund meiner Benennungen. Das, was mir eigen ist, besteht darinn, daß ich das kurze und lange sowol offene als scharfe e gehörig unterscheide. Wer in **sehr**, **schnell**, **flehn**, **Meer**, **Werk** ein fünffaches e ausspricht, wird sich auch meine fünffache Eintheilung leicht gefallen lassen, und mir vielleicht danken, daß ich ihm keine neue Benennungen — ich setze voraus, daß er Französisch gelernt hat — aufdringe. Nun überlegen

*) Orthoep. N. 22.

gen Sie, was für eine Schwierigkeit der Aufnahme des hell und dunkel entgegen stehet. Man ist immer in Gefahr, von manchen unrecht verstanden zu werden. Aichinger *) gebraucht nebst vielen andern hell und dunkel in dem Verstande, wie ich in meiner Anmerkung angeführt habe, und Rädlein, nach welchem viele Französisch lernen, hat sich ihrer eben so bedient. Roux, ein andrer Französischer Sprachlehrer, kehrt, wie Sie es haben wollen, die Sache um. Nun ist also die Zweideutigkeit fast unvermeidlich. Gottsched sagt hart für scharf, und völler für offen. Irgendwo nennt er das scharfe e sogar, wenn ich nicht irre, das breite **). Popowitsch sagt scharf und dick ***).

Was sie von kohlschwarz erinnern (Orthoep. N. 23.) daß ich nur Kohl hätte setzen dürfen, hat zwar gewissermaßen seine Richtigkeit; allein weil man doch in kolschwarz das o eher kurz lesen würde, als in Kol, so werde ich mit Ihrer Erlaubniß das Exempel dennoch stehen lassen.

Ob ab von abe herkomme, darüber haben sie mich wirklich zweifelhaft gemacht. Ich wollte mich zwar auf das Holländische berufen, wo, nach Frischen, auch ave für af gebräuchlich ist; allein

*) S. 8. Er vergleicht das dunkle ausdrücklich mit dem e fermé, und das helle mit dem e ouvert.

**) Hempel hingegen sagt einmal, daß das offene e einen etwas breitern oder dunklern Klang habe. S. 39

***) Untersuch. vom Meere. S. 92 und 287.

allein ich sehe selbst wol ein, wie wenig mir das helfen würde. Daß indessen nicht bloß die Poeten abe sagen, können Sie mir glauben. Ich habe es in alten prosaischen Büchern häufig gefunden.

Sie sagen: „wenn ich gröblich dehnen muß, „so muß ich solches in Gelůbde auch noch viel„mehr thun.“ Ich sehe nicht, warum man es noch vielmehr thun sollte; allein, ich erinnere mich nicht, je ein langes ů darinn gehört zu haben.

Daß Adler von Adel komme, und eigentlich Adelaar heißen sollte, wuste ich: allein ich setzte Adler doch lieber (N. 27.) zu den besonders zu merkenden Wörtern, als (N. 26.) zu der allgemeinen Regel, und zwar nicht sowol deswegen, weil die Abstammung durch die geschehene Veränderung verdunkelt ist, als weil ich wirklich Addler habe sprechen hören. Unflat habe ich vielleicht aus gleicher Ursache dahin gesetzt. Es ist aber auch möglich, daß ich nicht an unflätig gedacht habe.

Ich weiß nicht, ob Sie die Hallische gelehrte Zeitung lesen. Ich will Ihnen daher von den Einwürfen, die mir daselbst gemacht sind, kürzlich Nachricht ertheilen. Sie werden leicht sehen, daß der Verfasser über unsre Sprache nachgedacht habe, und eine nicht gemeine Einsicht besitze.

Zuerst wiederspricht er mir darinn, daß ich å, ő und ů nicht unter die Diphthongen rechne, und sagt, es wären doch gleichwol zusammengesetzte Vokale. Sie können leicht denken, daß ich das

letztere

letztere leugne; denn die Folge würde ich nicht leugnen können. Und wollte man sagen, daß å gleichwol mit dem Lateinischen ae, und ö mit oe überein komme, so würde ich auch das leugnen, indem es wirklich gar nicht zu vermuthen ist, daß die alten Römer ihr ae und oe wie unser å und ö sollten ausgesprochen haben. Überdem würde dies zu viel, und folglich gar nichts beweisen. Die Engländer sprechen ihr *a* oft wie å aus, und es ist gleichwol nur ein bloßer Vokal. Mein Hauptgrund, warum ich å, ö und ů nicht für Diphthongen halte, ist, weil sie kurz ausgesprochen werden können, und insbesondere oft verdoppelte Konsonanten nach sich haben. Und habe ich nicht Frischen *), Heinzen **) und Popowitschen ***) zu Vorgängern? Der selige Wippel hat zwar, wie Hempel ****) sich ausdrückt, „stattlich darauf „geantwortet, und dem å, ö und ů die Ehre der „Doppellauter gerettet"; allein Wippels Gründe sind in der That leicht zu wiederlegen *****).

Bei der dritten Anmerkung zu N. 26 habe ich nach meines Herrn Recensenten Meinung in mehr

*) S. 23 seiner Ausgabe des Bödikers und S. 26 der Wippelschen.

**) S. 16.

***) Hin und wieder in seinen Untersuchungen vom Meere, besonders S. 314. Man sehe auch S. 90. 91.

****) S. 55.

*****) Ich verspare die Wiederlegung bis zu der Gelegenheit, da ich Hrn. Kunzens Schrift, welcher sich auch sehr auf Wippeln beruft, beurtheilen werde.

mehr als Einem Stücke unrecht. Erstlich tadelt er, daß ich Virgil und Valer unter diejenigen Wörter rechne, deren Vokal lang bleibt, weil er im Lateinischen lang ist. Das i in gil und das e in ler ist, wie er erinnert, im Lateinischen kurz. Das kan ich nun nicht zugeben. Die Sylben *gi* und *le* in Virgilius und Valerius sind kurz, wie bekannt ist; allein habe ich nicht deutlich gesagt (N. 14.), daß man das Langaussprechen einer Sylbe nicht mit dem Langaussprechen eines in der Sylbe vorkommenden Vokals verwechseln müsse, und so auch mit dem Kurzaussprechen? Ich sage z. E. daß i in predigen lang sei. In Virgilius ist es gewiß nicht kürzer. Zum andern will er die von mir gegebne Regel lieber so ausdrücken: „Wörter, die aus fremden Sprachen genommen, „und so abgekürzt werden, daß zwey Sylben übrig „bleiben, haben meistens die letzte Sylbe lang. „Die so abgekürzt sind, daß nur eine Sylbe übrig „ist, haben diese lang". Sie sehen leicht, daß meistens eine Einschränkung macht, die wieder ihre nähere Bestimmung verlangt, und daß auch hier von der Länge der Sylben, in Ansehung deren die Regel Achtung verdient, geredet werde, da ich doch bloß von der verschiednen Aussprache der Vokale rede. Wenn ich Porsena als einen Daktylus ausspreche, so ist dennoch e lang, spreche ich Porsenna, so ist die Sylbe sen lang, der Vokal aber kurz.

Ich habe in der Orthographie N. 50. behauptet, daß man Mine und Miene ohne Noth

unter-

unterschiede, indem beides fremde Wörter wären. Der Hr. Recensent setzt mir entgegen, daß es besser bliebe, wenn man den Unterschied der Bedeutung durch die verschiedene Schreibart kenntbar machte. Ich sollte denken, daß ihm das nicht unbekannt sein könnte, was Cellarius in seiner Orthographie *) gegen die Unterscheidungssucht **) erinnert hat. Werden wir uns denn nicht mit der einzigen Rechtschreibung Mine so gut behelfen können, als die Franzosen?

Noch mißfällt diesem Hrn. Recensenten, daß ich gefrä= ßig, und nicht gefräs= sig theile. In diesem Stücke bin ich mit Gottscheden gegen Hrn. Heinze einig; allein bloß darum, weil ich vorher zu sehen glaube, daß die Unterscheidung des ss und ß, ob sie gleich nicht alt ist, dennoch die Oberhand behalten werde. Der Hallische Recensent meint zwar, es leide darunter ein wichtigerer Canon, daß man so abtheilen müssen, wie man ausspreche; aber das ist eben das Unglück, daß die Märker und Sachsen in der Sylbe ä auch nicht das allergeringste von einem s hören lassen. Andre Landsmannschaften thun es freilich ***).

Da sie die Recension im 204 und 205 Stück des Hamburgischen Korrespondenten vom J. 1770 ver=

*) S. 67 ff. der Ausgabe von 1704 in der Abtheilung, welche die Überschrift hat Accentus et apices Latinorum.

**) Die Unterscheidungssucht ist gewissermaßen das gefährlichste Vorurtheil für die Deutsche Orthographie. Ich werde daher im künftigen Theile einen besondern Brief zu ihrer Wiederlegung anwenden.

***) Ausführlicher werde ich hievon reden, wenn ich einmal Hrn. Aichingers Sprachlehre beurtheile.

vermuthlich selbst gelesen haben, so werde ich mich bei meinen Anmerkungen darüber enger einschränken können.

Sein Sie Richter zwischen mir und dem Hamburgischen Recensenten, ob man nicht in weiblicher, schöpfrischer und weiblicher das ch und sch mehr einfach, und hingegen in veränderlicher, schöpferischer mehr doppelt ausspreche. Das von ihm angeführte ungöttliche scheint zwar eine Ausnahme zu machen; aber es rührt bloß daher, weil das Wort nicht zwei Trochäen ausmacht, wie schöpferische.

Zum Beweise, daß Vorwerk bei vielen wirklich ein kurzes o habe, führe ich an, daß Schmotther sogar Forwerk schreibt. Indessen halte ich nun die Aussprache mit dem langen o für besser.

Gehabt mit einem kurzen a hat einen sehr starken Gebrauch für sich.

Dasein werden werde ich mich schwerlich entschließen lang auszusprechen, wie in Erden.

Ort, Borten *rc.* mit einem langen o sind mir unerträglich, und schmecken, wie mich dünkt, nach dem Plattdeutschen. In Berlin ist diese Aussprache indessen sehr gewöhnlich.

Daß Hehr Ps. 111, 9. nicht heilig bedeute, haben Sie mir auch schon einmal vorgehalten. Der Hamb. Rec. sagt ebenfalls, daß es fürchterlich bedeute (greselich und freselich). Luther hat erst schrecklich an dieser Stelle gehabt *), hernach hat er hehr gesetzt, welches ich schon auf der Schule mit ἱερὸς habe vergleichen hören. Schwerlich kön-

*) Man sehe den Geier über die Stelle des Psalms.

können also beide Wörter einerlei sein. Frisch im Bödiker führt eine Stelle aus dem Mathesius an: man solle den Michaelistag heilig und hehr halten. Er selbst erklärt es durch herrlich, und in seinem Wörterbuche durch heilig, feierlich. Wenn Luther sagt: „Das Wort terribilis heiße ich auf „Teutsch hehr,“ so soll das wol eigentlich mehr zur Erklärung des Lateinischen, als des Deutschen dienen.

Das e in weg kann allerdings scharf genannt werden, ob es gleich, wie der Hr. Recens. sagt, in einer zusammengesetzten Sylbe steht. Pepliers würde es selbst im Französischen ein e fermé nennen.

Die Verbesserung oder Verkürzung der Regel von der Aussprache des e, welche angegeben wird, ist sehr brauchbar; allein da ich mich einmal so viel gequälet habe, alles genau zu bestimmen, so ist es jetzt für den Aufschlagenden besser, daß ich die Abtheilung nach den Endungen behalte.

Von den flüssigen Buchstaben hatte ich gesagt, sie hätten diesen Beinamen, weil sie vor und nach den meisten andern Konsonanten sehr leicht auszusprechen wären. Der Hr. R. leugnet das erste; allein er scheint zu glauben, als behauptete ich, daß im Anfange der Sylbe ein flüssiger Konsonant sich vor einem stummen leicht aussprechen lasse. Meine Beispiele zeigen, daß ich vom Ende der Sylbe rede. Er sucht den Grund ihrer Benennung darinn, weil sie schon etwas vom Vokal bei sich haben (quia e vocali in vocalem quasi fluunt). Mich dünkt, dies ist mehr eine Beschreibung eines hal-

ben Vokals, die auf f und ſ auch ziemlich paſt *). Hederich definirt ſie ſo: qnae poſt mutam quaſi liqueſcunt, hoc eſt, vim ſuam amittunt. Für meine Meinung kann ich den Erasmus Schmid in ſeinen Hypomnematibus ad Grammaticam Melanchtonis, p. 12. 13. anführen.

Wegen Gröſſe und gröſſer, wie ich für Größe und größer ſchreibe, kann ich mich ganz allein auf den guten Gebrauch berufen. übrigens iſt dieſe Anmerkung im Korreſpondenten ſchlecht gedruckt, ſo daß ſie ſchwerlich von allen wird verſtanden werden.

Aus den angeführten Einwürfen können Sie leicht ſehen, daß der Recenſent keine gemeine Kentniß der Deutſchen Sprache beſitzen müſſe, und gleichwol erſtrecken ſich ſeine Anmerkungen nur über den bisher ſo ſchlecht bearbeiteten Theil der Sprachlehre, die Rechtſprechung.

Achter Brief.

Sie kennen den reformirten Prediger zu Lino, Hn. Stoſch, als einen erbaulichen Seelſorger; jetzt will ich Ihnen denſelben als einen Gelehrten zeigen, der unſrer Mutterſprache einen wichtigen Dienſt zu leiſten angefangen hat. Ich ſage angefangen; denn ich hoffe, daß er in ſeinen Bemühungen fortfahren, und ſeinem Werke bei einer neuen Auflage einen weit gröſſern Grad der Voll-

*) Indeſſen hat Voſſius Lib. I. de Art. Grammat. Cap. 14. ſchon gleiche Gedanken von den flüſſigen Buchſtaben geäußert.

Vollkommenheit, dessen es in der That fähig ist, geben werde. Sein Versuch in richtiger Bestimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der deutschen Sprache *) ist das Buch, wovon ich rede. Einige Ausländer, mit welchen der Hr. Pr. umzugehen Gelegenheit hatte, wünschten bisweilen, daß im Deutschen ein solches Buch dasein möchte, als Girards Synonymes im Französischen sind. Er fiel hierüber auf die Gedanken, selbst einen Versuch mit einer solchen Arbeit zu machen; er liefert uns aber wirklich mehr als einen bloßen Versuch, ob er seinem Buche gleich aus Bescheidenheit keinen andern Namen hat beilegen wollen.

In der That haben schon mehrere Gelehrten den Wunsch geäußert, daß ein Deutscher Girard aufstehen möchte. Ich erinnere mich unter andern, eine solche Stelle in einem der ersten Bände der Bibliothek der schönen Wissenschaften gelesen zu haben. Nun ist der Wunsch erfüllt. Aber sollte Hr. Stosch keine Vorgänger gehabt haben? Er selbst kennt, wie ich sehe, weiter keinen, als Gottscheden in seiner Sprachkunst hin und wieder, dessen Bemerkungen alle bloß auf die grammatische Unterscheidung gehen, und einen Ungenannten im Hamburgischen Magazin von 1761. Der letzte wird angeführt bei Schatten und Schemen, leihen, lehnen und borgen. Ich kann ihnen noch zwei andere Vorgänger und ein eignes Buch von Gottscheden nennen, von denen Hr. St. nicht ge-

*) Frankfurt 1770. 368. SS. in gr. 8.

wust hat. Der erste ist ein Ungenannter in den Leipziger kritischen Beiträgen, dessen Abhandlung von den gleichgültigen Wörtern (Synonymis) in der deutschen Sprache man gleich zu Anfange des zweiten Bandes findet. Die Wörter, welche er untersucht, sind hell und klar, sprechen und reden, betrübt und traurig, Freude und Lust, wapnen und wafnen. Hr. Stosch hat alle diese Unterscheidungen auch, nur die allerletzte nicht, und von Freude unterscheidet er nicht Lust, sondern Lustigkeit. „Hell,“ sagt der Leipziger, „wird ent„gegengesetzt, dem dunkeln, dem finstern: Klar, dem „trüben.“ Hr. St. hat diese Anmerkung nicht gemacht, obgleich seine Unterscheidung jener sonst völlig gleich ist. Reden ist dem Leipziger ein Sprechen mit Vernunft, und Hr. Stoschen beinahe eben dasselbe, ob er gleich das Zusammensetzen der Wörter mehr zum Hauptwerke zu machen scheint. Den Unterschied zwischen traurig und betrübt sowol als die folgenden bestimmt der Leipziger ganz falsch, wie der zweite Vorgänger des Hrn. Predigers, den ich gleich anführen werde, deutlich bewiesen hat. Dieser Kunstrichter behauptet, daß betrübt sein allezeit den Verlust eines Gutes, und traurig sein das Dasein eines Bösen voraus setze. Hr. St. zieht Traurigkeit mehr auf die innere Gemüthsfassung, und Betrübniß mehr auf einen gewissen äußern Gegenstand.

Die Arbeit des zweiten Vorgängers findet man in den Greifswaldischen critischen Versuchen. Gleich im ersten Stücke steht eine Abhandlung von

den

den gleichgültigen Wörtern überhaupt, und besonders in der deutschen Sprache, welche im zweiten, fünften und sechsten Stücke fortgesetzt ist. Im sechsten Stücke wird die Fortsetzung versprochen; allein ich besitze die Versuche nicht weiter. Indessen ersehe ich aus den Leipziger Zeitungen von 1744. S. 393, daß im achten Stücke die Historie von den gleichgültigen Wörtern, besonders in der deutschen Sprache enthalten, und aus S. 239, daß sie im neunten fortgesetzt ist. Endlich finde ich in dem Jahrgange von 1747. S. 181, daß St. 14. kritische Erinnerungen über jene Abhandlungen von den gleichgültigen Wörtern vorkommen. Ich will aus denjenigen Stücken, die ich gebrauchen kann, dasjenige kurz anführen, was dem Hn. Pr. St. etwa hätte nützlich sein können. S. 176 ff. wird Endzweck und Absicht unterschieden, welche Wörter Hr. St. gar nicht hat. Es könnte noch Bestimmung hinzugethan werden; denn Ziel und Endabsicht hat der Pommerische Gelehrte selbst noch beiläufig angeführt. S. 495 kommen die Wörter essen und speisen vor, welche Hr. St. auch hat, und die abgeleiteten Wörter Speise und Essen, deren er nicht gedenkt. Speisen ist jenem bloß ein Aktivum, Hr. St. aber nimmt es dem Sprachgebrauche gemäß auch noch vom Essen großer Herren, wenn nicht dabei gesetzt wird, was sie essen. übrigens schränkt jener Essen bloß auf die Handlung ein; was man isset, will er schlechterdings die Speise genannt wissen. Der Sprachgebrauch ist aber entgegen. Eßwaare und Gericht

sind beiläufig noch mitgenommen. Schmecken und kosten stehen S. 504 ff. Hr. St. hat von beiden Wörtern eben so gut gehandelt, doch stehen in der Greifswaldischen Abhandlung verschiedene nähere Bestimmungen, von denen ich wünschte, daß sie Hr. Stosch den seinigen künftig beifügen möchte. Von Schall, Klang, Stimme, Laut, Ton handelt der Ungenannte weitläuftig; Hr. Stosch aber hat sie gar nicht.

Ich komme nun auf das Gottschedische Buch, welches Hr. St. nicht gekannt hat. Es führet den Titel Hn. J. Cph. Gottscheds Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten *). Nach dem Titel sollte man hier mehr eine solche Arbeit vermuthen, als die ist, die ich unter dem Titel Antibarbarus vorhabe, eine Anzeige von Wörtern und Redensarten, die von guten Deutschen entweder gar nicht, oder doch nicht in einer gewissen Bedeutung gebraucht werden. Dahin gehören nun freilich die Verwirrungen der Wörter, die eine verschiedene Bedeutung haben, auch mit, aber Sie können ohne meine Anzeige schon muthmaßen, daß nach Gottschedischer Art dieses Buch ein wahrer Potpourri sei. Noch dazu hatte ein andrer Mann, Namens Kölner, der plötzlich nach Moskau als Professor berufen war, die erste Hand an das Werk gelegt, und Gottsched scheint nach einem ganz verschiedenen Plane fortgearbeitet zu haben. Kölners Arbeit ist überhaupt nicht viel werth, auch wenn er

*) Straßburg und Leipzig. 1758. 450 SS. in 8. Deutscher für Deutschen ist hier bei mir kein Druckfehler.

er zu unterscheiden anfängt. Er unterscheidet Dinge, die kein Mensch verwirrt, z. B. Niederlage und Niederkunft. Am Ende hat bei ihm jeder Recht. „Man giebt sonst neiden durch nicht gönnen. Man gönnet mir nicht die Augen im Kopfe," (freilich sagt man nicht man beneidet mir die Augen im Kopfe. Aber warum nicht? Das hätte Hr. Kölner anzeigen sollen). „Man sagt „auch misgönnen. Meine Feinde misgönnen „mir die Luft, so ich athme. Und davon kömmt „die Misgunst als eine andre Benennung des „Neides." So sind Kölners Artikel von dieser Art alle. Indessen sind sie zu richtigerer Bestimmung zu gebrauchen. Hr. St. würde z. E. seinen Artikel Neid, Misgunst, Abgunst (S. 40.) etwa mit folgenden Anmerkungen haben bereichern können, wenn er jenen gelesen hätte. „Neiden „und beneiden ist einerlei; aber das erste ist veraltet. Wenn man wünscht, daß jemand einen „gewissen Vorzug oder Besitz nicht erlangt haben „oder noch erlangen möchte, und sich allenfalls bestrebt, ihn desselben wieder zu berauben oder ihn „daran zu hindern, so gönnt man ihm denselben „nicht. Mißgönnen zeigt bloß unsre Unzufriedenheit über des andern Glück an, es schließt „aber gemeiniglich den Wunsch mit ein, daß wir „an seiner Stelle das Glück erlangt haben oder erlangen möchten. Beneiden zeigt jene Unzufriedenheit an, ohne daß die Sache, von der man „wünscht, daß sie der andre nicht haben möchte, „dabei steht. Doch wird die Sache, welche das

„Bene-

„Beneiden verursacht, oft mit dem Worte wegen „hinzugesetzt. Wer dem andern etwas nicht gön„net, ist zufrieden, wenn jener es nicht hat; wer „ihn deshalb beneidet wünscht es sich, ohne daß „er eben zu gleicher Zeit es ihm mißgönnen darf. „Ein Frauenzimmer gönnet einer andern ihren „Bräutigam nicht. Sie mißgönnt ihr densel„ben. Sie beneidet sie deswegen. Alle diese „drei Redensarten bedeuten etwas anders. Ei„nem die Luft mißgönnen ist falsch; denn wir „verlangen die Luft, die er athmet, nicht für uns. „Mißgönnst du mir die sanfte Stunde im Gel„lert *) ist nicht richtiger."

Von Gottscheds hieher gehörigen Artikeln will ich nur so viel überhaupt sagen, daß ich vieles in ihm angetroffen habe, welches ich im Stosch vergeblich suchte. Eine Vergleichung der übrigen mit der Stoschischen Arbeit, und eine kleine Sammlung eigner Bemerkung schicke ich Ihnen künftig.

*) S. die Fabel Damöt und Phillis im ersten Theil.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heynatz, Johann Friedrich, 1744-1809

Briefe, die deutsche Sprache betreffend

Bd.: 1

Berlin 1771

L.germ. 111-1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583795-3
VD18 80235506-001